Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus= bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bü=cher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus= bezahlun[illegible]	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		[illegible] — ₰
Tagweise für einen Band . . . [illegible]		[illegible] 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irg[illegible]rt ver=dorben oder beschädigt zurückbringt, [illegible]en, den Werth desselben sogleich baar zu erse[illegible]

Bei Umtausch der Bücher bitten [illegible]öglichst große Anzahl von Nummern aufzuz[illegible]mit den Wünschen um so sicherer entsprochen [illegible]n, da bei der starken Benutzung nicht alle[illegible]rräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen träg[illegible]ent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **mo[illegible] 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uh[illegible]n= und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. [illegible]10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend [illegible] Bücher der Schonung wegen beim Lesen ni[illegible]en oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche [illegible]thek

(Schöppi[illegible]

Maximilianszplatz (I[illegible]ro. 16.

Mildred Arkell.

Roman

von

Henry Wood.

Frei nach dem Englischen von Elise Mirus.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

Erstes Kapitel.

Nur eine Einleitung.

Ich will Euch eine wahre Geschichte erzählen — eine Geschichte, wie sie häufig genug vorkommt; nur werden solche Erlebnisse gewöhnlich so sorgfältig verschwiegen, daß man meint, sie seien selten, und erzählt man sie der Welt mit allen ihren merkwürdigen Einzelheiten, gelten sie für Dichtung und nicht für Wahrheit. Einige von den Personen, welche handelnd in diesem Roman auftreten, leben noch, und ich habe die Erlaubniß, es zu sagen wenn ich will.

Westerbury ist eine schöne Stadt, vielleicht die schönste, von den hervorragenderen Städten der im Inneren belegenen Grafschaften. Im Mittelpunkt derselben erhebt sich die Kathedrale; die rothen Ziegelhäuser der Domherren, welche sie umgeben, haben die Aus-

sicht auf den berühmten Fluß, der leise an ihnen vorüber zieht. Die Kathedrale scheint gleichsam in sich selbst abgeschlossen, als habe sie nichts mit der geschäftigen Stadt um sie her gemein. Denn es ist eine Fabrikstadt und die aristokratische Geistlichkeit und die wenigen vornehmen Familien, die sich mit der Zeit hier niedergelassen, assimiliren sich, wie man weiß, nicht mit der demokratischen Industrie.

In vergangener Zeit — und wir haben es vorerst mit dieser zu thun — war dieses Gefühl der Abgeschlossenheit, diese Grenzlinie, wenn man so will, viel in die Augen springender als jetzt; man würde es jetzt kaum glauben, wie weit sie damals ging. — Es gab unter den stolzen alten Domherren Leute, welche sich nie herabgelassen haben würden, einen Fabrikanten auch nur von Ansehen zu kennen, welche mit einem solchen nicht ein Wort auf der Straße gewechselt haben würden, und hätte es auch ihre Bestallung gegolten.

Ihr glaubt mir nicht? — Nun, ich sagte es ja vorher, daß Ihr es nicht thun würdet! Dennoch spreche ich die reine Wahrheit; und dennoch befanden sich unter diesen Fabrikbesitzern manche, die an innerem Werthe, an Geistesgaben, ja und wenn es darauf ankam auch, an Vorfahren, hinter Niemand zurückzustehen brauchten.

Zu jener Zeit gab es keine blühendere Stadt als

Westerbury. Die Herren wie die Gesellen genoßen in gleichem Maße die Früchte ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit; die Herren, indem sie ein großes Vermögen erwarben; die Gesellen oder die Arbeiter, wie es jetzt Mode ist, sie zu nennen, indem sie ein reichliches Auskommen erwarben und ihre Kinder gut erziehen konnten.

Aber die Zeiten änderten sich.

Als wir unsere Häfen der Einfuhr fremder Waaren öffneten, war Westerbury nahe daran ruinirt zu werden; und nur die wohlhabensten der Fabrikanten waren im Stande, dem Sturme zu trotzen. Sie verloren — ebenso wie Andere — beträchtlich; aber sie hatten große Hülfsquellen, auf welche sie sich stützen konnten, und sie setzten ihr Geschäft unverändert fort, nachdem der Stoß glücklich überwunden war; und Niemand der draußen stand, wußte, wie gefährlich derselbe gewesen und wie tief sie davon betroffen worden waren.

Unter diesen letzteren befand sich George Arkell. Er hatte viel Geld verdient — nicht durch Erpressung — nicht durch schlechte Bezahlung und Ueberbürdung seiner Arbeiter; sondern durch Geschicklichkeit, Sorgfalt, Fleiß und Rechtschaffenheit. Ehrenhaft ging er seines Weges; unfähig eine unedle Handlung zu begehen.

Einen Anderen zu übervortheilen, wenn sein eigener Vortheil auch noch so groß dabei gewesen wäre, war seiner Natur ganz fremd. Und diese Rechtschaffenheit ist beim Handel wie bei Allem die beste Politik, das darf der geneigte Leser mir glauben. Es gab keinen besseren und humaneren Mann, keinen gerechteren und rücksichtsvolleren Herrn. Er bezahlte stets den höchsten Lohnsatz — und es gab hohe und niedere Lohnsätze in der Stadt — und bei dem schrecklichen Unglück, welches wir oben angedeutet haben, hatte er sich der armen, hungernden Arbeiter bei jeder Gelegenheit angenommen.

Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann im Freundeskreise beliebt war und in der Stadt die allgemeinste Achtung genoß. Einige der pomphaften alten Domherren, welche mit ihren veralteten Ansichten rasch dem Orte zueilten, der sich durch Abgeschlossenheit nicht hervorthut, hätten vielleicht zu Arkell's Gunsten eine Ausnahme gemacht und hätten sich vielleicht, wenn sie befragt worden wären, zu dem Zugeständniß herbeigelassen, daß es ihnen nicht unbekannt sei, wie ein Mann dieses Namens in Westerbury lebe.

George besaß einen Sohn, sein einziges Kind. Für William Arkell's Erziehung war nichts gespart worden. Er besuchte die Domschule, wie sie gewöhn-

lich genannt wurde, hatte aber außerdem einen Hauslehrer und Unterricht von verschiedenen Privatlehrern. Nach dem guten alten System, welches noch bis vor Kurzem herrschte, beschränkte die Domschule ihren Unterricht auf zwei Gegenstände, auf das Griechische und Lateinische. Einen Knaben zu lehren, Englisch richtig zu lesen und zu schreiben, wäre zu schimpflich gewesen. An Geschichte, Geographie oder sonst irgend einen anderen gewöhnlichen Unterrichtsgegenstand wurde nicht gedacht; wenigstens nicht in der Domschule. Herr Arkell, der seinen Zeitgenossen wohl etwas voraus sein mochte, glaubte, daß seinem Sohne die Erwerbung solcher Kenntnisse nützlich sein könnte, und hielt ihm deshalb Privatlehrer. Auch an Lehrern, die seine gesellschaftlichen Talente ausbildeten, fehlte es ihm nicht; und solche Talente waren damals noch etwas Seltneres als jetzt. Es war vielleicht zu entschuldigen: William Arkell war ein vielversprechender Sohn; und er wuchs heran, und ward nicht nur ein tüchtiger Klassiker und ein gebildeter Mann, sondern ein Gentleman.

„Ich möchte gern, daß Du Dich zu einem Berufe entschlössest, William“, sagte Herr Arkell, als seines Sohnes Studien beinahe beendet waren. „Du kannst nach Oxford gehen und während Du da bist, kannst Du einen Entschluß fassen; es eilt nicht damit.“

William lachte: „Ich habe keine Lust nach Oxford zu gehen", sagte er; „ich glaube, ich habe so schon zu viel gelernt; und ich will am liebsten mit Dir in der Fabrik arbeiten."

Und an diesem Entschlusse hielt er fest. Obgleich er von Natur gut und durch Erziehung ein gehorsamer und liebevoller Sohn war, so war er doch zu sehr daran gewöhnt, seine Wünsche befriedigt zu sehen, um nicht ein wenig Eigenwillen zu besitzen. Der Vater mochte auch mit der Entscheidung nicht unzufrieden sein, obgleich er seinem Sohne lachend sagte, er habe zu viel vom Gentleman, um Fabrikant zu werden. William Arkell wurde also in die Fabrik eingeführt, und als die Zeit gekommen, machte der Vater ihn zu seinem Compagnon, und veränderte die Firma in „George Arkell und Sohn."

George Arkell besaß einen älteren Bruder Daniel, der selten anders als Dan genannt wurde. Dan war es nicht geglückt, obgleich die Gelegenheit ihm ebenso günstig gewesen war als seinem Bruder. Eine unglückliche Speculation, zu der Dan seiner eigenen Angabe nach verleitet wurde, während Andere sagten, daß er sich mit allzugroßem Eifer und blindem Vertrauen hineingestürzt habe, ruinirte ihn dabei gänzlich. Er entzog sich seinen Verpflichtungen nicht; er besaß den

ehrenhaften Charakter der Arkells; er bezahlte alle seine Schulden bis auf den letzten Heller; aber es blieb ihm danach auch nichts übrig als das Haus, das er bewohnte und von dem er sich nicht trennen konnte. Dan stand damals im mittleren Alter, und er begnügte sich damit, eine Stelle als Schreiber mit hundert Pfund Gehalt in der städtischen Bank anzunehmen; er verschwor alle Speculationen für die Zukunft und lebte ruhig mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Peter und Mildred, in dem alten Hause weiter. Vor dem Reichthum aber bückt sich alles, wie bekannt, und Westerbury kam allmälig dahin, den reichen Fabrikbesitzer „Herr Arkell" zu nennen und den älteren Bruder — „Herr Dan."

Wie wunderbar verkehrt geht es doch zu in der Welt! Peter Arkell's einziger Wunsch war, die Universität besuchen zu können, denn sein ganzes Streben war darauf gerichtet, Prediger zu werden; aber der arme Peter konnte dies nicht erreichen. Sein Vetter William, der zur Universität hätte gehen können, wenn es auch Tausende gekostet hätte, weigerte sich dessen; Peter, der nicht über Tausende, ja nicht einmal über einige wenige Pfunde zu verfügen hatte, mußte darauf verzichten. Wenn George Arkell gewußt hätte, wie sehr sein Neffe es wünschte, würde er ihm sicherlich den

Weg geebnet haben; aber Peter sagte ihm nie etwas davon. Er hatte ein sanftes, verschlossenes, beinahe schüchternes Wesen; und nicht einmal sein eigener Vater ahnte, wie brennend er es gewünscht.

„Du mußt etwas beginnen, um Dir Deinen Unterhalt zu erwerben, Peter", hatte Dan Arkell zu seinem Sohne gesagt, nachdem derselbe die Domschule, in der er unterichtet worden war, verlassen hatte. „Die Bank will Dich als Schreiber anstellen und Dir zu Anfang dreißig Pfund jährlich geben; und ich glaube, Du kannst nichts Besseres thun, als es annehmen."

Der arme, schüchterne Peter dachte bei sich, er hätte wohl etwas besseres thun können, wenn die Verhältnisse ihm nur nicht so ungünstig wären; aber das waren sie nun einmal, und die Bank und die dreißig Pfund gewannen den Sieg. So saß er denn von neun bis fünf Uhr auf einem hohen Bocke und suchte Abends zu Hause Trost bei seinen geliebten Klassikern.

So vergingen einige Jahre, und ungefähr um dieselbe Zeit, als William Arkell als Theilnehmer des Geschäftes von seinem Vater aufgenommen wurde, starb Daniel Arkell, und Peter erhielt seine Stelle mit hundert Pfund Gehalt. Er sah jetzt kein Entrinnen mehr; er mußte Zeit seines Lebens Bankschreiber bleiben.

Und nun nachdem die Einleitung vorüber ist — und ich versichere, ich bin so froh, wie der Leser nur sein kann, daß dem so ist — wollen wir zu unserer Geschichte übergehen.

In einer der Hauptstraßen von Westerbury, am westlichen Ende der Stadt, gewahrte man ein großes Grundstück, auf dem ein schönes Wohnhaus von Wirthschaftsgebäuden umgeben stand, während das Ganze mit einem eisernen Gitter umgeben war. Von dem Geräusch der Stadt, die etwas höher hinauf lag, entfernt, war es eine ruhige Straße, da nur Privathäuser, keine Läden sich hier befanden. Es war aber doch, wie schon gesagt, eine der Hauptstraßen; denn die tägliche Postkutsche und die Extrapost, welche damals noch nicht abgeschafft waren, nahmen ihren Weg dadurch.

Wenn man der Stadt zuging, lag das erwähnte Haus auf der rechten Seite, und nicht weit davon hinter mehreren dazwischen liegenden Häusern, erhoben sich die Thürme der Kathedrale. Dieses Haus lag ziemlich weit von der Straße zurück — auf gleicher Höhe, in einiger Entfernung von demselben lag ein großes Gebäude, dessen viele Fenster sogleich erkennen ließen, was es war — eine Fabrik; im Hintergrunde des offenen gepflasterten Hofraumes, zwischen dem Wohn-

hause und der Fabrik lagen die Ställe, hinter dem Allen ein großer Garten.

Unter der Thür dieses Hauses stand an einem Herbstabend ein Mann in seinen besten Jahren; der rothe Schein der untergehenden Sonne fiel seitwärts auf sein Gesicht. Vielleicht gibt es Leute, die Anstoß daran nehmen werden, daß wir ihn einen Mann in seinen besten Jahren nennen, denn er zählt wohl schon fünfundfünfzig; aber sein schönes, faltenfreies, gesundes Antlitz, seine schlanke, bewegliche, aufrechte Gestalt deuteten unverkennbar an, daß er noch in voller Kraft stand.

Es war der Besitzer des Hauses und seiner Umgebung, der Chef der Fabrik, George Arkell.

Er war im Begriff ein paar schwarze Handschuhe anzuziehen und der schmale Kreppstreifen um seinen Hut deutete an, daß er Halbtrauer trage. Damals war es noch Mode, länger in Trauer zu gehen als jetzt. Daniel Arkell war schon vor zwölf Monaten gestorben, aber die Familie hatte die Zeichen der Trauer noch nicht abgelegt. Während Herr Arkell noch so dastand und nach dem Gitterthor blickte, welches weit offen stand, kam ein junger Mann herein und eilte mit schnellen Schritten über den Hof.

Es war nicht viel Aehnlichkeit zwischen Vater und

Sohn vorhanden; ausgenommen in den strahlenden dunklen Augen und im Ausdruck des Gesichtes — der war bei beiden gleich gut und wohlwollend. William war größer als sein Vater und sehr hübsch; seine feinen Züge verriethen eine zarte Gesundheit und sein Teint war mädchenhaft schön. In demselben Augenblick wo er über den Hof ging, kam eine schöne, offene Equipage, die aber nur mit einem Pferde bespannt war, vorgefahren. Beinahe jeden Nachmittag, Sonntags ausgenommen, fuhr George Arkell mit seiner Frau in dieser Equipage, der einzigen, welche er hielt, spazieren.

„Wie spät Ihr fahrt!" rief William seinem Vater zu.

„Ja; ich bin aufgehalten worden. Ich mußte nach dem Thee noch in die Fabrik gehen, und dann kam Marmaduke Carr."

„Es ist jetzt kaum noch der Mühe werth."

„O, doch! Deine Mutter hat Kopfweh, und die Luft wird ihr gut thun; und wir wollen auch noch auf einen Augenblick bei Palmers vorsprechen."

Der Wagen hielt auf halbem Wege vom Stalle still. Es war hinten ein kleiner Sitz für den Bedienten angebracht, und William sah, daß er offen war; wenn der Bediente nicht mitfuhr, blieb er verschlossen. Nie

gab es wohl einen Mann, der weniger Prunk liebte als George Arkell; es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, nur zum Staat einen Diener mitzunehmen. Sie hielten auch nur diesen einen Bedienten, der zugleich Gärtner und Stallknecht war; sein Staatskleid, welches er jetzt trug, war ein langer blauer Rock mit blanken Messingknöpfen, kurze graue Tuchhosen und Gamaschen vollendeten den Anzug.

„Du nimmst Philipp heute Abend mit?“ fragte William.

„Ja; er muß bei dem Pferde bleiben, während wir zu Palmers hineingehen. Heath Hall liegt ziemlich weit von der Landstraße ab, wie Du weißt.“

„Ich will der Mutter Bescheid sagen, daß der Wagen bereit ist“, sagte William, ins Haus gehend.

Aber Herr Arkell winkte seinem Sohne mit der Hand: „Einen Augenblick, William, Marmaduke Carr's Besuch heute Abend bezog sich auf Dich. Er kam, um sich zu beklagen.“

„Ueber mich?“ fragte William erstaunt. „Was habe ich ihm gethan?“

„Mir kam es wenigstens vor, als sei es seine Absicht, Dich zu verklagen“, entgegnete der Vater; „obgleich er es nicht ausdrücklich gesagt hat.“

„Ja, was habe ich denn gethan?“ wiederholte

William, indem der verwunderte Ausdruck seines Gesichts durch einen Anflug von Humor verdrängt wurde.

„Nachdem er von verschiedenen anderen Dingen gesprochen hatte, fing er an von seinem Sohne und Fräulein Hughes zu sprechen. Er sagte, er habe den Entschluß gefaßt, die Sache zu Ende zu bringen, und er erbittet es als eine besondere Gunst, daß Du Dich nicht darein mischest und Robert nicht darin bestärkst."

„Ich!" wiederholte William. „Das ist wirklich gut, ich habe ihn nie darin bestärkt."

„Marmaduke Carr behauptet es. Er erzählte mir, Du seist am letzten Sonntag mit Robert und dem Mädchen auf der andern Seite des Wassers auf den Feldern spazieren gegangen. Ich muß gestehen, ich war erstaunt darüber, William."

William Arkell schlug die ehrlichen, klaren Augen zu seinem Vater auf.

„Wie etwas entstellt werden kann!" rief er. „Erinnerst Du Dich noch Vater, wie die Mutter mich, als wir die Kathedrale nach dem Gottesdienst verließen, bat, ich möge gehen und mich erkundigen, wie es Frau Pembroke ginge?"

„Dessen erinnere ich mich noch sehr wohl."

„Nun, ich ging dahin, und als ich zurückkam, wählte ich den Fußsteig über die Felder; und kaum

hatte ich das erste Feld durchschritten, so holte ich Robert Carr und Martha Ann Hughes ein; ich ging mit ihnen bis zur Brücke, und dann ging ich allein weiter. Heißt das ihn darin bestärken?"

„Es sieht wenigstens so aus, als wenn Du die Sache gut heißest", bemerkte Herr Arkell.

„Es ist auch nichts Schlimmes dabei, durchaus nicht."

„Meinst Du bei der Sache selbst nicht oder insoweit, als Du Dich mit derselben befaßt hast?"

„Bei Beidem nicht", antwortete William kühn. „Ich möchte wohl wissen, wer dem alten Carr solche Geschichten hinterbringt! So viel mir erinnerlich ist, begegnete uns keine Seele; er muß Spione haben."

Diese Bemerkung verdroß Herrn Arkell sichtlich.

„William", fragte er ernst; „würdest Du es passend finden, wenn Robert Carr dieses Mädchen heirathete?"

William riß die Augen bei dieser Frage ziemlich weit auf: „Das wird er nicht thun, Vater; ein solcher Einfaltspinsel ist er nicht."

„Du findest also, er soll die andere Alternative wählen und wie ein Schurke handeln?" fragte Herr Arkell mit schlecht verhehltem Unwillen. „Wenn mir

zu. Noch bevor er denselben erreicht, bog er aber zur Linken ab und befand sich bald in der nächsten Umgebung der Kathedrale. Dort lag Frau Daniel Arkell's Haus. Es war nicht so groß wie dasjenige von George Arkell, aber es war ein geräumiges Wohnhaus von rothen Backsteinen, mit einem kleinen Garten an der Vorderseite, von wo aus man in den Garten des Dechanten und auf die Ulmen, welche die Kathedrale umstanden, blicken konnte.

William Arkell öffnete die Thür und trat ein. In einem ganz kleinen Stübchen zur Linken saß Peter Arkell, in ein schwer zu verstehendes griechisches Theaterstück vertieft. Dieses kleine Stübchen wurde Peter's Studirzimmer genannt; denn so lange er denken konnte, war es sein Heiligthum gewesen, wohin der Knabe sich mit seinen Büchern geflüchtet. William steckte den Kopf zur Thür hinein, nickte ihm zu und trat dann in das auf der andern Seite des Flurs belegene Zimmer.

Zwei Damen, beide in Trauer, saßen darin; Frau Arkell, eine starke, behäbig aussehende Dame in Wittwentracht und Mildred in einem hübschen schwarzen Seidenkleide. Peter und William waren ungefähr in demselben Alter, Mildred war zwei Jahre jünger. Sie war ein ruhiges, verständiges, gebildetes Mädchen mit edlen Zügen und einem gewinnenden Ausdruck in den

sanften, braunen Augen. Sie war nicht nach der heutigen Mode erzogen worden; sie war nie in einer Pension gewesen, sondern hatte, wie uns von Moses Primrose erzählt wird, sich eine gewisse Portion desultorischer Kenntnisse zu Hause angeeignet. Sie kannte ihre eigene Sprache gründlich, verstand etwas Lateinisch, das sie unabsichtlich gelernt, weil sie immer dabei war, wenn Peter Unterricht von seinem Vater bekam; sie las sehr hübsch laut vor, schrieb einen guten Brief, war eine tüchtige Rechnerin, verstand es, ein Hemd zu nähen und Kuchen zu backen, und war obenein vertraut mit unseren besten Schriftstellern. Kein einziges gesellschaftliches Talent außer dem Tanzen hatte sie je cultivirt; und doch war sie in Gesinnung und Manieren durch und durch ein gebildetes Mädchen.

Wenn schon die eigene Mutter Mildred sehr liebte, so stand ihr Frau George Arkell darin nicht nach. Da sie selbst keine Tochter besaß, schien sie Mildred als eine solche zu betrachten. In ihrem Herzen nährte sie heimlich den Wunsch, daß ihr Sohn Mildred eines Tages zu seiner Frau machen möge.

Manchem mag dies sonderbar erscheinen — Mancher mag sich darüber wundern, daß Frau Arkell wünschen konnte, ihren reich begabten Sohn mit der armen Cousine verbunden zu sehen; aber sie kannte Mildred's

das Jemand von Dir gesagt hätte, William, so hätte ich es nicht geglaubt.“

William Arkell erröthete heftig.

„Vater, Du mißverstehst mich; ich glaube, Du siehst die Sache überhaupt verkehrt an. Ich glaube, daß das Mädchen so brav und rechtschaffen ist, wie nur je eins gewesen, und Robert Carr weiß das.“

„Was hat er dann für einen Zweck dabei, daß er ihre Gesellschaft aufsucht? Hat er keinen — warum thut er es dann?“

„Ich glaube wirklich nicht, daß er einen Zweck dabei hat. Wir machen Alle zuweilen Bekanntschaften und lassen sie wieder fallen.“

„Wir machen Bekanntschaften in unserm eigenen Kreise, das merke Dir, mein Freund, das ist nicht so gefährlich. Mich wundert nur, daß keine der Damen den beiden alten Fräulein Hughes einen Wink gibt, besser Acht auf ihre Schwester zu haben — sie ist noch so jung. Aber vor allen Dingen bitte ich Dich, William, habe mit der Sache nichts zu thun.“

„Das habe ich auch bis jetzt nicht gehabt, Vater. Daß ich mit ihnen über die Felder ging, als ich sie zufällig traf, das konnte ich nicht umgehen, da ich so befreuudet mit Robert Carr bin. Es war nichts Böses dabei, und ich würde es unter denselben Umständen,

morgen wieder thun; und wenn der alte Carr mir etwas darüber sagt, werde ich ihm das auch sagen."

Der Wagen fuhr vor, und das Gespräch war zu Ende. Philipp hatte angehalten, um etwas am Geschirr zu ordnen. Frau Arkell kam heraus.

Sie war groß und für ihr Alter eine stattliche Frau. Ihr Gesicht mußte einst sehr schön gewesen sein, man sah von wem William die feinen Züge hatte; aber in ihrem Wesen war sie einfach wie ein Kind.

„Was hast Du verbrochen, William? Der Vater war wohl böse mit Dir?" — Sie sah ihren Sohn bei diesen Worten liebevoll an und sprach in scherzendem Ton. William gab ihnen in Wirklichkeit nur selten Veranlassung böse mit ihm zu sein; er war in jeder Beziehung ein guter Sohn.

„O, etwas, was beinahe an Hochverrath streift", entgegnete William lachend, indem er ihr einsteigen half. „Papa kann es Dir erzählen, wenn er will."

Herr Arkell ergriff die Zügel, Philipp setzte sich hinten auf, und sie fuhren aus dem Hofe. William Arkell ging ins Haus, legte eine Rolle Noten, welche er bis dahin in der Hand gehalten, auf den Tisch und ging dann wieder fort. Nachdem er das Gitterthor durchschritten, wandte er sich zur Rechten und ging die Straße hinauf, dem lebhafteren Theile der Stadt

Werth und wußte, daß sie, wo sie auch hinkäme, Sonnenschein im Hause verbreiten würde. Frau George Arkell ließ diesen Wunsch aber nie laut werden; ob sie klug daran that, läßt sich nach den Folgen vielleicht nicht beurtheilen.

Und wie dachte Mildred selbst darüber? Sie wußte nichts von dem heimlichen Wunsche seiner Mutter; aber wenn ihr je ein Mensch mit allen möglichen Vollkommenheiten geschmückt schien, so war es William Arkell. Der Gegensatz allein, den er zu ihrem Bruder bildete, und der ihr täglich in die Augen sprang, mußte dies Gefühl erhöhen. Peter war nicht hübsch; er war so groß, daß es ihn unbeholfen machte; er war dünn wie ein Stock und ging beständig gebückt; sein Wesen war scheu und linkisch; während William sich frei und ohne Zwang bewegte, sehr hübsch war, wenn auch sein Antlitz seine zarte Gesundheit verrieth. Er tanzte Menuets mit Mildred — zum Entzücken der beiden alten Damen; spielte ihr Liebeslieder auf der Flöte vor, malte hübsche Landschaften für sie in Wasserfarben, womit sie die Wände ihres kleinen Zimmers schmückte; holte sie zuweilen zu einer Spazierfahrt in der Equipage seines Vaters, die wir soeben gesehen, ab; brachte manchen Abend damit zu, ihr aus Shakespeare vorzulesen und erwies ihr überhaupt alle mög-

lichen Aufmerksamkeiten, ohne je ein Wort von Liebe mit ihr zu sprechen.

Das Unglück bei der Sache aber war, daß es auf ihr Herz Eindruck machte und dort nie zu tilgende Spuren hinterließ, während er sie nur als eine Cousine oder Schwester betrachtete. Er war in diesem vertraulichen Umgange mit Mildred aufgewachsen und dachte nie daran, daß es zu einem wärmeren Gefühl führen könne, ja, daß es bereits zu einem solchen auf ihrer Seite geführt hatte. Es ist unmöglich zu sagen, ob er den Wünschen seiner Mutter nachgegeben haben würde, wenn er dieselben gekannt hätte; er hat sich später im Leben die Frage oft vorgelegt, und er konnte sie sich nie beantworten.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erhellten das Zimmer, denn das Haus lag gegen Westen. Es war ein Zimmer von mittlerer Größe, ein behagliches, freundliches Gemach; sie saßen selten in einem andern. Oben war ein Gesellschaftszimmer; aber das wurde fast nie benutzt.

„Nun, Tante! Nun, Mildred! Wie gehts heute Abend?“

Mildred blickte bei der herzlichen, wohlbekannten Stimme von ihrer Arbeit auf; das Blut war ihr bei dem wohlbekannten Schritt bereits verrätherisch ins

Gesicht gestiegen. William nahm ein Buch aus der Tasche: „Ich habe es heute Nachmittag für Dich geholt, Mildred; aber nimm Dich in Acht, daß Du Dir die Augen nicht dabei verdirbst, der Druck ist sehr klein.“

Sie lächelte und dankte ihm erröthend; sie lächelte immer, wenn er ihr diesen Rath gab. Sie hatte ein besonders scharfes Gesicht — William dahingegen war schon jetzt genöthigt, eine Lorgnette zu gebrauchen, wenn er ein neues Musikstück einübte.

„Mein lieber William“, begann Frau Daniel, „ich möchte Deinen Vater gern um etwas bitten, willst Du ihm meine Bitte mittheilen?“

„Sie ist bereits erfüllt“, antwortete William mit der Zuversicht eines verzogenen Lieblings. „Worin besteht sie?“

„Ich will gern hinfahren, um die Kinder bei Carrs zu besuchen. Als die arme Frau John starb, bat sie mich, dann und wann nach ihnen zu sehen, und ich habe ein Gefühl, als wenn ich mein Versprechen nicht hielte, denn es sind volle sechs Monate her, seit ich dort war. Die Post fährt so früh des Morgens, und ich dachte daher, wenn Dein Vater mir die Equipage auf einen Tag leihen wollte und Philipp mitfahren dürfte — Mildred kann hinten sitzen.“

„Ich werde Euch selbst fahren, Tante“, unterbrach William sie. „Bestimme nur den Tag!“

Aber Mildred sah auf; sie erröthete offenbar vor Verdruß: „Ich will lieber nicht mitfahren, Mama, ich habe keine Lust, Squire Carr zu besuchen.“

„Sei ruhig, Mildred“, sagte William. „Du sollst den Squire nicht besuchen, sondern seine Enkel. Da wir gerade von ihnen sprechen, Tante, so kann ich Dir erzählen, daß ich eben ihretwegen eine Vorlesung bekommen.“

„Der Carr's wegen?“

„Es ist wahr. Als ich am Sonntag über die Felder ging, um Frau Pembroke zu besuchen, stieß ich auf Robert Carr und Fräulein Martha Ann Hughes und ging mit ihnen bis zur Brücke. Irgend Jemand hinterbrachte dies dem alten Marmaduke, und da kam er heute Abend zu meinem Vater, ganz Feuer und Flamme, um sich zu beklagen, daß ich Robert in der Sache bestärke. Solcher Unsinn! Er braucht nicht zu denken, daß etwas Schlimmes dabei ist!“

Frau Dan Arkell schüttelte mit dem Kopfe, als sei sie dessen nicht so sicher wie ihr Neffe. Das vorsichtige Alter — die unüberlegte Jugend! Wie verschieden sind ihre Urtheile! William wandte sich, um zu gehen.

„Willst Du schon fort?“ fragte Frau Arkell und Mildred blickte sehnsüchtig auf.

„Ich muß; ich habe den jungen Mark gebeten, heute Abend zu mir zu kommen und seine Violine mitzubringen; ich darf ihn nicht warten lassen. Adieu, Tante Dan; angenehme Träume, Mildred.“

Aber als William draußen war, öffnete er die Thür von Peter's Studirzimmer, und blieb dort wenigstens zwanzig Minuten stehen, um mit ihm zu plaudern. Er wäre vielleicht noch länger geblieben, wenn er nicht zwei Herren Arm in Arm hätte die Straße entlang kommen sehen; da stürzte er davon und vergaß in der Eile Peter einen guten Abend zu wünschen.

Zweites Kapitel.

Die Häuslichkeit der beiden alten Fräulein Hughes.

Marmaduke Carr, von dem wir bereits gesprochen, gehörte zu den Fabrikbesitzern in Westerbury, er war Wittwer und ein reicher Mann. Er hatte nur einen Sohn am Leben, Robert; zwei andere Kinder waren in früher Jugend gestorben.

Robert Carr, der jetzt ungefähr dreißig Jahre zählte, war gerade nicht bekannt für seinen soliden Lebenswandel; er war im Gegentheil ein arger Verschwender und die Folge davon waren eine Menge unangenehmer Scenen zwischen ihm und seinem Vater. Man konnte nicht sagen, daß er ein schlechtes Herz habe; aber er hatte jedenfalls einen leichten Sinn. Die halbe Stadt behauptete, daß Robert Carr in Wirklichkeit kein schlechter Mensch sei, sondern nur jung und

leichtsinnig und daß er noch ein ehrenhafter Mann werden würde. Die andere Hälfte prophezeite, daß es sicher ein schlechtes Ende mit ihm nehmen würde wie mit dem bösen Harry in der Fibel.

Ueber einen seiner tollen Streiche hatte der alte Carr sich besonders geärgert. Nachdem sie sich eines Tages heftig gestritten, denn sie besaßen beide ein hitziges Temperament, war Robert heimlich, das heißt ohne irgend einem Menschen ein Wort davon zu sagen, auf und davon gegangen. Nach Verlauf eines Monats kehrte er zurück, und Rechnungen im Betrage von ungefähr hundert Pfund liefen bei seinem Vater ein.

Robert hatte sich das Leben in London ein wenig angesehen.

In gewissem Sinne war es die Schuld des Vaters. Es kann keine größere Verkehrtheit geben als einen Sohn zum Nichtsthun zu erziehen, und das war bei Robert Carr geschehen. Er konnte bei keiner Sache ausdauern, und sein Vater hatte gethan, als bemerke er es nicht. Zum Schein war Robert in die Fabrik eingetreten; aber er kümmerte sich nicht um das Geschäft; er sagte, er hasse es. Einen Tag dort und die andern fünf Tage fort.

Entweder verbrachte er die Zeit mit seinen Freunden in der Stadt, oder ging zu seinem Onkel, Squire

Carr, um zu schießen, zu fischen und zu jagen, oder er fuhr mit der Morgenpost irgendwohin und kehrte Abends heim; kurzum, er that alles Mögliche, um sich die Zeit zu vertreiben, nur nicht arbeiten.

Dieser Neigung hätte von Anfang an entgegen gearbeitet werden müssen; das war aber nicht geschehen, und als Herr Carr zum Bewußtsein der nachtheiligen Folgen seiner Sorglosigkeit erwachte, war die Angewohnheit bereits so stark geworden, daß er sie nicht mehr zu beherrschen vermochte.

„Laß ihn sich ein wenig amüsiren", hatte Herr Carr anfänglich zu sich selbst gesagt; „die Jugend hat immer gut davon, wenn sie ein wenig austobt, bevor sie gesetzt wird. Ich habe Geld genug verdient, und Bob ist mein einziger Erbe." Ein gefährlicher Grundsatz; ein trügerischer Schluß; und Herr Carr sollte beides erfahren.

Squire Carr war sein älterer Bruder; er war mehrere Jahre älter als Marmaduke. Er besaß ein kleines Besitzthum, welches er selbst verwaltete und wurde daher Sqnire Carr genannt, wie die meisten kleinen Gutsbesitzer noch vor Kurzem hießen.

Squire Carr, ein betagter Wittwer, hatte nur einen einzigen Sohn, John; der sich kaum den Knabenjahren entwachsen, verheirathet hatte. Seine Frau

gebar ihm drei Kinder, Valentine, Benjamin und Emma, und dann starb sie. Nach einiger Zeit verheirathete er sich zum zweiten Male; doch auch diese Frau starb nach einigen Jahren, ihm mehrere kleine Kinder hinterlassend. Sie wohnten Alle bei dem Großvater; aber die drei ältesten waren jetzt beinahe erwachsen. Es war dieses Haus und die jüngeren Kinder darin, welche Frau Daniel Arkell zu besuchen beabsichtigte, wenn ihr Schwager ihr seinen Wagen leihen wollte. Sie wohnten ungefähr acht englische Meilen von Westerbury, nahe bei Eckford, einem Marktflecken. Mit der Post, wenn man der Landstraße folgte, war es allerdings noch bedeutend weiter.

Squire Carr und sein Bruder waren nicht sehr befreundet. Der Squire hatte eine habgierige, gemeine, kleinliche Natur, und sein Sohn kam ihm darin nach. Marmaduke war freigebig und freisinnig, und nichts war ihm so zuwider als Gemeinheit.

Robert Carr hatte seit seinem ersten unvorbereiteten Aufenthalte in London noch viele andere tolle und kostspielige Streiche ausgeführt, so daß er nahe daran war, seines Vaters Geduld zu erschöpfen.

In der letzten Zeit hatte Robert Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen, Martha Ann Hughes angeknüpft, und es ist ausgemacht, daß dies den alten

Carr mehr verdroß, als irgend eine seiner früheren Ausschreitungen. Die Carrs waren auf ihre Weise stolz. Sie waren wirklich von guter Familie und hatten in früheren Zeiten ziemlich viel Einfluß besessen. Der alte Carr konnte die Befürchtung nicht unterdrücken, daß Robert in seiner Verblendung so wahnsinnig sein könne, hinzugehen und das Mädchen zu heirathen; und er sah dies für das größte Unglück an, welches ihn betreffen konnte.

Denn Robert zeigte sich an öffentlichen Orten mit dem Mädchen, und sie sowohl wie ihre Familie waren in ihrer Art achtungswerthe Leute; und kürzlich, als der Alte seinem Sohne ziemlich derb seine Meinung darüber gesagt hatte, war Robert sehr heftig geworden und hatte gesagt: „Er wolle sich lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als ein Haar auf ihrem Haupte krümmen."

Von da ab konnte der alte Carr den Gedanken nicht los werden, daß er sie heirathen werde, und dieser Gedanke quälte ihn unaufhörlich.

Die beiden Herren, welche an Frau Dan Arkell's Hause vorübergingen, als William hinausstürzte, waren Robert Carr und ein junger Geistlicher, mit dem er sehr befreundet war. Er hieß John Bell und hatte selbst zu seiner Zeit viele tolle Streiche gemacht und

das war wahrscheinlich Ursache, daß er Robert Carr's Ausschweifungen duldete, oder nichts Böses darin sah. Gewiß ist, daß sie intime, beinahe unzertrennliche Freunde waren; und das Gerücht besagte, daß er die Fräulein Hughes zuweilen besuchte, nachdem Robert ihn dort eingeführt. Seine Ehrwürden, John Bell, waren ein Jahr Hülfspfarrer in Westerbury gewesen; jetzt hatte er die Weihe empfangen und hoffte nun auf eine Anstellung; mittlerweile versah er zuweilen den Gottesdienst in einer Kirche, welche die kleine St. Jameskirche genannt wurde und deren Pfarrer abwechselnd an Gicht litt.

William gesellte sich zu ihnen. Er wollte Robert Carr in des Pfarrers Gegenwart nichts davon sagen; aber er beschloß, ihm bei nächster Gelegenheit zu rathen, die Sache fallen zu lassen, da doch nichts danach kommen könne, als höchstens Verdruß.

Sie gingen zusammen bis zu der äußeren Mauer der alten Kathedrale, und dort trennten sie sich. William wandte sich zur Linken, um nach Hause zu gehen, während Pastor Bell einen massiven steinernen Bogengang zur Rechten durchschritt, der ihn in den Bereich des Domes, auf einen freien, offenen Platz brachte, der von den Predigerwohnungen und anderen Häusern umgeben war; das Haus des Dechanten, der Kreuz-

gang und die neue Domschule lagen auf der einen Seite, im Rücken der Kathedrale. Pastor Bell ging geraden Weges auf das Haus des Predigers der kleinen St.-Jameskirche, des Pastors Elwin zu, welches dem Hause des Dechanten gerade gegenüber lag, sehr klein war nnd sehr wenig Fenster hatte.

Robert Carr war weder zur Rechten noch zur Linken abgebogen; er setzte seinen Weg gerade aus fort. Nachdem er an einem alten Gebäude, das Palmenhaus genannt, welches hart hinter der Domkirche lag, vorüber gekommen war, bog er in eine Nebenstraße ein und befand sich nach wenigen Minuten am Ende der Häuserreihe auf dieser Seite der Stadt. Vor ihm in einiger Entfernung, inmitten des Kirchhofes, lag die Kirche St.-James, so zu sagen, auf freiem Felde. Das einzige Haus, was sich in der Nähe der Kirche befand, und ein sehr dürftiges Aussehen hatte, wurde von dem Küster bewohnt; das heißt es war von ihm bewohnt worden; aber der Mann war gestorben, und es herrschte ein erbitterter Streit in der Gemeinde darüber, ob man einen Nachfolger für ihn ernennen solle oder nicht. Die Einzige, die davon profitirte, war die Wittwe; denn man gestattete ihr in dem Hause zu bleiben, bis die Frage entschieden sei.

Robert Carr hatte übrigens nicht die Absicht bis zur Kirche zu gehen. Er blieb vor dem vorletzten Hause der Straße stehen — es war ein kleines aber sehr sauberes Haus, an dessen Thür sich zwei Messingplatten befanden. Auf der einen stand: Edward Hughes, Baumeister; auf der andern: Sophie und Mary Hughes, Schneiderinnen.

Dies war also das Haus, in dem das Mädchen wohnte, welches den alten Carr aus dem Gleichgewichte brachte. Edward Hughes hatte sein eigenes, wenn auch nur kleines Geschäft; seine beiden älteren Schwestern waren die Schneiderinnen, und wenn sie auch alle brave Leute waren und in gutem Rufe standen, so gehörten sie doch jedenfalls nicht dem Stande an, in dem Robert Carr sich eine Frau aussuchen würde, wie man annehmen durfte.

Die beiden alten Fräulein Hughes waren ein paar große plumpe Frauenzimmer mit breitem Munde und hervorstehenden Zähnen. Die älteste, Sophie, stand dem Haushalte vor und verstand sich vortrefflich darauf; die zweite, Mary, war weder gewandt noch schlau, und beschränkte ihre Aufmerksamkeit nur auf ihre Arbeit. Sie ging auf Tagelohn zu den Damen ins Haus, und arbeitete dann noch die halbe Nacht hindurch, wenn sie Abends heimkam.

Auch heute war sie aus gewesen, war aber nach Verabredung früher als gewöhnlich nach Hause gekommen; denn sie hatten viel zu thun. Sie arbeiteten in diesem Augenblick an einem seidenen Kleide, und beide Schwestern saßen darüber gebeugt und nähten so eifrig sie nur konnten. Das Wohnzimmer ging auf die Straße hinaus, und es saß noch Eine am Fenster, welche zwischen den Jalousieen hindurchlugte.

Dies war Martha Ann, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, von hübschem, bescheidenem und zartem Aeußern, so ganz das Gegentheil von ihren Schwestern, daß Leute mit Recht an der Verwandtschaft zweifeln konnten. Vielleicht war dies der Grund, daß die beiden älteren Schwestern sie so ganz anders erzogen hatten. Nur sie selbst wußten, wie sie das hübsche Kind, das so viele Jahre jünger war als sie, geliebt hatten. Sie hatten sie in eine Pension geschickt und fleißig gearbeitet, um sie dort unterhalten zu können; und als sie sie nach Hause holten, war es nicht, um sie arbeiten zu lassen, sondern, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, um sie die Dame spielen zu lassen. Das war kein weiser Plan, und sie sollten es noch erfahren.

„Ich wollte, Du hättest Frau Dewsbury morgen absagen können, Mary!“ rief die ältere Schwester.

„Es ging aber nicht an“, entgegnete Mary. „Die Kammerzofe sagte, ich müsse morgen kommen, ob ich könne oder nicht. Frau Dewsbury will übermorgen abreisen.“

„Ja, ich weiß nur, daß dieses Kleid ganz gewiß nicht zur rechten Zeit fertig werden wird.“

„Ich muß heute Nacht aufsitzen, das ist das einzige“, sagte Mary gelassen.

„Was das anbetrifft, so muß ich auch aufsitzen“, erwiderte die ältere Schwester. „Das Schlimmste, wenn man die Nacht aufbleibt, ist, daß man am andern Tage so matt ist, daß man nur halb so viel fertig bekommt.“

Martha Ann stand auf und trat an den Tisch.

„Ich wollte, Du erlaubtest mir, Euch zu helfen, Sophie; ich könnte doch gewiß die Nähte und dergleichen einfache Arbeit machen.“

„Du würdest sie zusammenziehen, Kind. Nein, wir werden es nie zugeben, daß Du Deine Augen durch angestrengtes Nähen verdirbst.“

„Ich will Dir sagen, was Du thun kannst, Martha Ann“, sagte Mary. „Du kannst in die Küche gehen und mir eine Tasse Kaffee kochen. Ich bin sehr müde und das wird mich ermuntern.“

„Siehst Du, Mary!“ rief das junge Mädchen.

„Ich wußte es wohl, daß Du vorige Nacht nicht zu Bette gegangen warst, und doch sprichst Du davon, daß Du die kommende aufsitzen willst. Ich werde es Edward erzählen."

„O, zu Bette war ich doch. Um drei Uhr legte ich mich und schlief bis sechs Uhr. Geh, und koche mir eine Tasse Kaffee, Kind."

Martha Ann verließ das Zimmer. Mary Hughes wartete, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen und begann dann eifrig, halb flüsternd zu ihrer Schwester zu sprechen: „Höre, Sophie, heute ist Frau Pycroft mir begegnet, und sie überfiel mich förmlich. Was meinst Du, daß sie zu mir sagte?"

„Wie kann ich das wissen?" entgegnete Sophie gleichgültig, den Mund voller Nadeln; denn sie war eben damit beschäftigt, ein Muster dem andern anzupassen. „Wo trafst Du sie?"

„Gerade dicht vor der Markthalle. Es war um die Mittagszeit. Ich war fortgelaufen, um noch etwas Watte zu holen, denn die Kammerjungfer und ich, wir hatten uns verrechnet; und als ich zurückkam, begegnete sie mir. Sie fragte nicht erst: „Wie geht's Ihnen?" sondern begann ohne Weiteres: „Was treiben Sie eigentlich mit Martha Ann?" — Ich war so verblüfft, daß ich ihr nicht gleich antworten konnte, und sie ließ

mir auch nicht Zeit dazu, sondern fuhr fort: „Will der junge Carr sie heirathen?“ — Darauf sagte ich natürlich, davon sei mir nichts bekannt und dann —“

„Wie dumm von Dir, so etwas zu sagen!“ rief Sophie unwillig, indem sie alle Nadeln aus dem Munde fallen ließ, um besser sprechen zu können. „Was geht das Mutter Pycroft oder sonst jemand an?“

Die fügsame jüngere Schwester, die immer so biegsam wie ein Rohr in der starken Hand der älteren gewesen war, hielt einen Augenblick inne und fuhr dann entschuldigend fort:

„Aber so viel wir wissen, hat der junge Carr nicht die Absicht, sie zu heirathen, Sophie. Was war also Schlimmes dabei, daß ich die Wahrheit sagte?“

„Du hättest nichts Schlimmeres thun können, als dieser klatschsüchtigen alten Mutter Pycroft, die sich immer in Alles mischen will, das zu sagen. In all den vielen Jahren, seit unsere gute Mutter gestorben ist, hat sie ihre Nase immer in Alles gesteckt. Was sagst Du?“ fuhr Sophie fort, indem sie den schwachen Versuch ihrer Schwester, ihr zu widersprechen, gänzlich erstickte. „Sie habe ein gutes Herz? Sei freundlich gegen uns gewesen? — Dafür hat sie uns auch Verdruß genug gemacht. Sie ist eine boshafte alte Katze.“

„Heute war sie sehr aufgebracht“, begann Mary wieder, als sie glaubte, es wagen zu dürfen, weiter zu erzählen; „sie sagte, der junge Carr müsse keine Erlaubniß haben, uns zu besuchen, wenn er nicht offen und ehrlich mit dem Verlobungsring in der Hand käme; und wenn wir uns nicht in Acht nähmen, so würde Martha Ann zum Stadtgespräch werden.“

Sophie Hughes warf ihre Arbeit hin; ihre Augen flammten vor Zorn.

„Wenn Du nicht meine Schwester wärst und das armseligste, charakterloseste Geschöpf, das jemals existirt hat, so würde ich Dich umbringen, weil Du es wagst, mir so etwas wiederzuerzählen. Zum Stadtgespräch! Martha Ann!“

„Nun, Sophie, Du brauchst mich nicht so anzufahren“, lautete die Antwort. „Sie sagte die Leute sprächen über uns und tadelten uns, weil wir den Umgang mit dem jungen Carr erlaubten! Und ich glaube, daß sie Recht darin hat“, fügte sie freimüthig hinzu.

„Was ist Schlimmes dabei? Martha Ann kann es alle Tage mit Robert Carr aufnehmen.“

„Wenn seine Familie nun aber nicht so denkt? Die Carrs sind alle so stolz wie Lucifer.“

„Ja, sie haben auch viel Ursache stolz zu sein!“

entgegnete Sophie. „Bedenke doch, was Robert Carr für dumme Streiche gemacht und wie viel Geld er verschwendet hat! Eine aufrichtige rechtschaffene Neigung könnte ihn retten.“

„Darin hast Du vielleicht Recht; aber — aber — Du darfst mir nicht böse werden, Sophie, weil ich es sage — es würde viel mehr Aussicht dazu sein, wenn er ein junges Mädchen seines Standes wählte. Sophie, es ist ganz natürlich, daß wir Martha Ann lieb haben und denken, es kann sich keine mit ihr messen — und das kann auch keine; aber wir können nicht erwarten, daß andere das auch denken. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß man in der Stadt nachtheilig von Martha Ann spräche. Lieber gäbe ich mein Leben dahin.“

Sophie Hughes hatte ihre Arbeit wieder ergriffen. Ihr Zorn fing an zu verrauchen. Schweigend steckte sie einige Nadeln ein: „Ich werde Martha Ann schon hüten. Ich hoffe, man kennt mich in der Stadt und weiß, daß man sich auf mich verlassen kann. Wenn ich auch nur einen Blick von Mißachtung bei Robert Carr entdeckte, so würde ich ihm sagen, er müsse den Umgang aufgeben. Bis dahin mag er her kommen, soviel er will. Und das nächste Mal, wenn Mutter Pycroft mir begegnet, wird sie meine scharfe Zunge kennen lernen.“

Mary wagte nichts zu erwidern. Aber in späteren Tagen, als die bösen Zungen den reinen Namen ihrer Schwester verunglimpften, erzählte sie oft flüsternd unter Thränen, wie sie Sophie gewarnt habe, daß es so kommen werde; wie dieselbe aber nicht auf sie habe hören wollen.

„Da ist er!" rief Sophie, als draußen jemand am Fenster vorüberging.

Sie warf ihre Arbeit wieder fort, aber dieses Mal nicht aus Verdruß sondern nur um die Hausthür zu öffnen, an welche Robert Carr klopfte.

Drittes Kapitel.

Die Ankunft von Charlotte Travice.

Frau George Arkell saß am Frühstückstische, in den Inhalt eines Briefes vertieft, den sie soeben erhalten. Das Zimmer war geräumig und hübsch ausgestattet, und diente der Familie gewöhnlich als Wohnzimmer; während der schöne Saal auf der andern Seite des Corridors nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde, wie wir gestehen müssen.

Es war ein behaglicher Raum; die Wände waren mit Aquarellen, meistens von William's Hand, geschmückt, und durch's Fenster hatte man die Aussicht auf den weiten Hof bis zum eisernen Geländer und der dahinter liegenden Straße. Es herrschte noch Schatten im Zimmer; denn es lag ganz gegen Süden, aber die Straße lag bereits im hellen Sonnenschein.

Frau Arkell blickte hinaus und freute sich beinahe, daß der Brief ihr einen Vorwand lieh, an dem schönen Septembermorgen auszugehen.

Briefe kamen damals nicht wie jetzt stündlich oder auch nur täglich an. Eine Dame, die ruhig in der Provinz lebte, erhielt vielleicht kaum ein Dutzend Briefe im Jahre; Frau Arkell empfing jedenfalls nicht so viele; und sie sah und betrachtete den Brief, den sie in der Hand hielt, noch lange, nachdem ihr Gatte und ihr Sohn nach der Fabrik gegangen.

„Es ist sonderbar, daß das Kind mir schreibt", bemerkte sie schließlich laut. „Ich will damit zu Frau Dan gehen und die Sache mit ihr besprechen."

Sie zog die Glocke, um das Frühstücksgeschirr abnehmen zu lassen und ging dann in die Küche, um das Mittagessen mit der Köchin zu berathen — denn damals war es in einem wohlgeordneten Hausstande Mode, sich mit der Köchin zu berathen, statt ihr wie jetzt einfach Befehle zu ertheilen. Nachdem dies besorgt war, kleidete sie sich an und ging zu Frau Daniel Arkell. Letztere war erstaunt, sie so früh am Morgen bei sich zu sehen und legte ihre Brille in die Bibel, um die Stelle nicht zu verlieren.

„Betty", begann Frau Arkell, indem sie ihre Schwägerin mit dem abgekürzten Namen anredete, den

sie bei der Taufe erhalten; „Du erinnerst Dich doch gewiß noch der Familie Travice, die vor mehreren Jahren von hier fortging, um ihr Glück in London zu versuchen, wie sie sagten."

„Gewiß", bestätigte Frau Dan.

„Nun, ich fürchte, es ist ihnen nicht gelungen; denn heute Morgen ist ein Brief von ihrer ältesten Tochter angekommen. Es ist sonderbar, daß sie an mich geschrieben hat. Sie war ein hübsches, kleines Ding von ungefähr acht bis zehn Jahren, als die Aeltern von Westerbury fortzogen."

„Was schreibt sie?" unterbrach Frau Dan sie. „Sie haben lange genug geschwiegen; denn so viel ich weiß, hat kein Mensch ein Wort von ihnen gehört, seit sie fort sind."

„Sie schreibt an mich als an eine alte Freundin ihrer Aeltern, wie sie sagt, um mich zu fragen, ob ich ihr vielleicht eine Stelle an einer Schule in unserer Stadt verschaffen kann. Ich schließe nach einigen Aeußerungen, daß es den Kindern seit dem Tode der Aeltern sehr knapp gegangen ist."

„John Travice und seine Frau sind also todt?"

„So scheint es. Sie schreibt —: „Wir haben sehr viel Sorgen ausgestanden seit die gute Mutter, unsere einzige Freundin, starb! Sie muß von sich und ihrer

Schwester sprechen, denn es waren ihrer nur zwei. Willst Du den Brief lesen, Betty?"

Frau Dan nahm ihre Brille aus der Bibel, las den Brief und sann eine Weile darüber nach.

„Sie unterschreibt sich C. Travice", bemerkte Frau George; „aber ich habe ihren Namen wirklich vergessen. War es Catharine oder Cordelia —"

„Sie hieß Charlotte", unterbrach Frau Dan sie. „Wir pflegten sie Lottie zu nennen."

„Was ich am sonderbarsten bei der Sache finde ist, daß sie an mich schreibt", fuhr Frau George Arkell fort. „Du warst viel befreundeter mit ihnen, und ich glaube daher, daß sie sich in der Adresse geirrt und daß der Brief eigentlich für Dich bestimmt ist."

Ein Lächeln überflog Frau Dan's Antlitz. „Durchaus nicht, meine Liebe, bin ich überzeugt. Du bist die reiche Frau Arkell, ich nur die Witwe des armen Dan. Sie wird sich sicher noch erinnern, daß Du Einfluß in der Stadt hast, und ich nicht. Sie weiß, wer am besten im Stande ist, ihr zu helfen."

„Aber, Betty, George und ich haben die Familie kaum gekannt", entgegnete Frau Arkell, noch nicht überzeugt. „Wir haben sie zwei oder drei Mal bei Euch getroffen, aber in unserem Hause waren sie nie. Einmal hast Du eins der kleinen Mädchen mit Mildred

zum Thee zu uns gebracht, entsinne ich mich; wahrscheinlich ist es das älteste gewesen, welches diesen Brief geschrieben. Du dahingegen warst sehr befreundet mit ihnen. Apropos, hast Du nicht sogar bei einer der Kleinen Gevatter gestanden?“

„Bei der jüngsten“, bestätigte Frau Dan; „und es war ein gewaltiges Aufheben davon. Frau Travice wollte, sie solle nach mir kurzweg Betty genannt werden; aber der Hauptmann wollte nichts davon hören. Er sagte, Betty sei altmodisch. Willst Du es mir glauben — als wir zur Kirche gingen, war die Sache noch nicht abgemacht; dort aber entschied ich sie. Denn als der Pastor das Kind auf den Arm nahm und fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ sagte ich Elisabeth! — Es ward ein hübsches, kleines Ding und fromm wie ein Lamm. Charlotte hatte ein heftiges Temperament.“

„Ja, ich bleibe bei meiner Ansicht, sie muß geglaubt haben, sie schreibe an Dich. Damit will ich aber nicht gesagt haben“, fügte Frau George rasch hinzu, „daß ich mit der Sache nichts zu thun haben will. Im Gegentheil, wir werden uns freuen, wenn wir etwas für sie thun können. Ich habe die Sache mit George überlegt, und wir finden es nur in der Ordnung sie einzuladen, uns ungefähr auf einen Monat

zu besuchen, damit wir sehen können, was sich für sie thun läßt. Wir werden gern die Post für sie bezahlen, so daß sie keine Extra-Ausgaben hat."

„Das ist sehr freundlich von Euch", erwiderte Frau Dan. "Und wenn Du schreibst, so sage ihr, daß wir uns Alle bemühen wollen, ihr den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen", sagte sie mit ihrer schlichten Herzlichkeit. „Mildred wird ihr gern Gesellschaft leisten."

„Ich werde noch heute schreiben. Der Brief ist datirt "Upper Stamfordstreet;" aber ich weiß freilich nicht, in welcher Gegend von London die Straße liegt", schloß Frau Arkell, die nie in ihrem Leben in London gewesen war und auch eher an eine Reise nach Cap Horn denken würde. „Wo ist Mildred?"

„Sie ist in der Küche; sie hilft Ann, den Pflaumenmus zu kochen. Ich wollte dieses Jahr eigentlich keinen einmachen, denn der Zucker ist so theuer; aber Mildred bat darum. Sie sagt, wenn Peter todtmüde nach Hause kommt, schmeckt ihm nichts so gut als Marmelade zum Thee, besonders Pflaumenmus."

„Ich fürchte, Peter arbeitet mit Unlust in seinem Berufe, Betty."

Frau Dan wiegte den Kopf hin und her. „Das hat er immer gethan. Seit er zum ersten Mal als

kleiner Knabe im Kittel im Dom war, hat er sich gewünscht, einst als Geistlicher daran angestellt zu werden; aber daran ist gar nicht zu denken — die Sache läßt sich jetzt nicht mehr ändern, wie Du weißt."

Mildred kam herein, hell und strahlend; sie freute sich immer, wenn ihre Tante George zum Besuche kam. Fräulein Travice's Ankunft wurde ihr mitgetheilt und der Brief ihr zum Lesen gegeben.

„Wir haben als Kinder zusammen gespielt, Charlotte Travice und ich?" sagte sie lachend. „Nun, ich muß gestehen, ich weiß es kaum mehr. Ich hoffe, sie ist liebenswürdig, dann wird es sehr angenehm sein, sie hier zum Besuch zu haben."

„Mildred, ich möchte Dich gern mitnehmen. Willst Du mit mir gehen? Kannst Du sie heute entbehren, Betty?"

Mildred sah ihre Mutter erwartungsvoll mit halb geöffnetem Munde an; liebevoll und gehorsam überließ sie ihrer Mutter in allen Dingen die Bestimmung und stellte ihre eigenen Wünsche hintenan. Frau Dan gab bereitwillig ihre Einwilligung. Mildred flog auf ihr Zimmer, kleidete sich an und ging mit ihrer Tante durch die warmen, sonnigen Straßen — sie waren so warm, so sonnig und so licht wie ihr eigenes Herz.

Zu Frau Arkell's Ueberraschung sah sie ihre Equi-

page vor der Thür halten, als sie in das eiserne Hofthor einbogen, und Philipp danebenstehen, bereit mitzufahren. „Will der Herr ausfahren?“ fragte sie ihn.

„Nein, Herr William, Madame.“

„Wohin?“

„Ich glaube, zu Herrn Palmer“, antwortete Philipp. „Herr William sagte, wir würden nicht viel länger als eine Stunde fortbleiben.“

William erschien; er kam mit schnellen, leichten Schritten aus der Fabrik und trug ein kleines viereckiges Päckchen in der Hand.

„Ich fahre zu Herrn Palmer“, sagte er zu seiner Mutter, indem er auf das Päckchen wies und es dann in den Wagen warf; „es enthält einige Papiere, die der Vater versprochen hat, ihm noch heute zu verschaffen. Philipp sollte eigentlich damit hingehen; aber ich sagte, ich hätte Lust eine Spazierfahrt zu machen. Du kommst gerade zur rechten Zeit, Mildred; steige ein.“

Eine feine Röthe überzog ihre Wangen; aber sie trat eher weiter vom Wagen zurück als näher heran. Sie fuhr nie mit, wenn William allein sie einlud.

„Warum willst Du nicht mitfahren, meine Liebe?“ fragte Frau Arkell. „Es wird Dir gut thun, und Ihr

werdet zur rechten Zeit, zum Mittagessen, wieder hier sein."

William sah sich um, während er ihr in den Wagen half; er lachte halbwegs. Mildred erröthete noch tiefer und stieg ein. Philipp näherte sich seinem jungen Herrn.

„Soll ich jetzt auch noch mitfahren, Herr?" fragte er.

„Ob Sie mitfahren sollen? natürlich! Ist nicht der Rücksitz da?"

Philipp's Zweifel mochten sich vielleicht nicht auf den Mangel an Raum beziehen; er schlug aber den Sitz nieder und wartete. William setzte sich neben seine Cousine und ergriff die Zügel; er hatte nicht die leiseste Ahnung von ihren Gefühlen und den Gedanken des Mannes. War er nicht sein Leben lang gewohnt gewesen, so vertraulich mit Mildred umzugehen?

Frau Arkell ging in's Haus und setzte sich, um einen Brief an Charlotte Travice zu schreiben. Westerbury hatte die Familie Travice beinahe vergessen, denn sie gehörte nicht zu den Eingeborenen. Hauptmann Travice — es muß freilich bemerkt werden, daß er nur Hauptmann der Landwehr war — hatte sich einige Zeit nach Beendigung des Krieges in Westerbury

niedergelassen, und seine beidewne Kind aenr dorrt geboren.

Er hatte nur ein sehr schmales Einkommen, aber es reichte doch; leider kam es dem früheren Hauptmann eines Tages in den Sinn, daß er um seiner beiden kleinen Töchter willen suchen müsse, sich ein Vermögen zu erwerben. Da er annahm, daß dies in der großen Hauptstadt eher zu bewerkstelligen sei als in der stillen Provinzstadt, reiste er sogleich dahin. Es war ihm aber nie gelungen, wie Frau Arkell bereits errathen hatte, ein Vermögen zusammenzubringen und nach mancherlei Wechselfällen des Schicksals starb er in einer Miethwohnung in Upper Stamfordstreet, und seine Frau überlebte ihn nicht lange.

Von den beiden Töchtern hatte Charlotte die beste Erziehung erhalten; was die Aeltern für solche Zwecke erübrigen konnten, war für sie ausgegeben; die jüngere war man gezwungen gewesen als Aschenbrödel zu gebrauchen.

Charlotte nahm Frau Arkell's Einladung sogleich an, und ehe noch eine Woche vergangen war, fuhr sie mit der Post nach Westerbury. Um sieben Uhr traf dieselbe gewöhnlich in der Stadt ein. Wer erinnert sich nicht noch einer Fahrt mit der Postkutsche? Ich gewiß.

Herr Arkell und sein Sohn standen draußen vor dem Hofthor, Philipp wartete hinter ihnen; und als die Kutsche, mit vier kräftigen Pferden bespannt, die Straße heraufkam, blies der Postillon wohl zehn Mal in's Horn zum Zeichen, daß ein Passagier abgesetzt werden solle — denn Herr Arkell hatte selbst mit dem Postillon Rücksprache genommen und ihm aufgetragen, während der Reise gut für die junge Dame zu sorgen.

Vor dem Hofthor hielt die Kutsche still und der Postillon rief: „Alles in Ordnung, Herr. Wir haben die junge Dame mitgebracht.“

Er öffnete den Wagenschlag, und eine Dame in eleganter Trauerkleidung stieg aus; ein großes, ansehnliches, schönes Mädchen, von gewinnendem Wesen und gewandt im Sprechen; kurzum bezaubernd; ganz — ganz wie dazu gemacht, einem jungen Manne wie William Arkell Kopf und Herz zu verdrehen. Sie hätten es in jener ersten Stunde schon ahnen müssen.

„O, wie freundlich von Ihnen mich einzuladen“, rief sie, indem sie Frau Arkell auf dem Flur in die Arme fiel und in Thränen ausbrach. „Aber ich glaubte, Sie hätten keine Tochter?“ fügte sie hinzu, indem sie sich bemühte, ihre Fassung wiederzugewinnen und das junge Mädchen, welches neben Frau Arkell stand, ansah.

„Es ist meine Nichte, Mildred, meine Liebe; sie

ist für mich wie eine Tochter, und ich bat sie, heute Abend hierherzukommen, um uns zu helfen, Sie willkommen zu heißen."

„Ich werde Sie gewiß sehr lieb gewinnen!" rief Fräulein Travice, indem sie Mildred wohl fünf oder sechs Mal nach einander küßte. „Was haben Sie für ein süßes Gesicht!"

Eine plötzliche Schüchternheit befiel Mildred. Die warme Begrüßung und solche Worte waren ihr neu. Sie antwortete mit einer höflichen Redensart, zog sich ein wenig zurück und sah sich nach William um. Der schien genug damit zu thun zu haben, die Fremde zu betrachten.

Philipp brachte das Gepäck herein. Frau Arkell ergriff Fräulein Travice bei der Hand: „Ich will Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Fräulein Travice; und wenn —"

„O, bitte, nennen Sie mich nicht Fräulein", unterbrach das junge Mädchen sie. „Nennen Sie mich Charlotte, oder ich muß fürchten, daß Sie mich nicht gern sehen."

Frau Arkell lächelte. Die junge Fremde gefiel ihr sehr. Sie führte sie auf ein sehr hübsches Zimmer im ersten Stock.

„Dies ist Ihr Zimmer, meine Liebe; es liegt über

unserem Wohnzimmer. Mein Mann und ich schlafen auf der andern Seite, gerade über dem Saal. Sie haben die Aussicht auf die Straße, wie Sie sehen; dort drüben zur Rechten sind die Thürme der Kathedrale."

„Was für ein schönes Haus, Frau Arkell; wie groß und hübsch."

„Es ist größer, als nöthig wäre. Lassen Sie sich einmal betrachten, meine Liebe, damit ich sehe, ob ich eine Aehnlichkeit finden kann. Ich erinnere mich Ihres Vaters und Ihrer Mutter noch sehr wohl."

Sie hielt die junge Dame von sich ab. Ein hübsches Gesicht — besonders jetzt; denn Charlotte lächelte und erröthete.

„O, Frau Arkell, ich kann mich kaum sehen lassen, ich bin so bestäubt. Sie können sich nicht denken, wie staubig es auf der Landstraße war; morgen werde ich besser aussehen."

„Sie haben die strahlenden dunklen Augen und den durchsichtigen Teint Ihres Vaters; aber die Züge gleichen ihm nicht — Sie sind hübscher. Aber nun sagen Sie mir einmal, meine Liebe, waren Sie nicht in dem Wahn, daß Sie an Frau Daniel Arkell schrieben?"

„An Frau Daniel Arkell? Nein! Wer ist sie? Ich erinnere mich nicht, von ihr gehört zu haben."

„Aber Frau Daniel war die Freundin Ihrer Mutter — sie kannte dieselbe weit besser als ich. Ich freue mich über die Verwechselung, wenn es eine war; denn sonst hätten Sie sicher meine Schwägerin besucht statt mich.“

„Ich glaube kaum, daß ich mich geirrt“, sagte Charlotte, ihr Ton klang aber doch etwas zweifelhafter als eben vorher; „Mama sprach zuweilen von der Familie Arkell in Westerbury; und kürzlich, als ich einige alte Briefe und Papiere der Verstorbenen durchsah, fand ich Ihre Adresse. Da kam mir der Gedanke, an Sie zu schreiben und Sie zu bitten, ob Sie mir nicht zu einer Stelle verhelfen könnten. Ich glaube, Papa erfreute sich eines guten Rufes in Westerbury, und ich dachte, vielleicht könne hier jemand eine Lehrerin oder eine Erzieherin gebrauchen und werde mich um seinetwillen nehmen. Sie wissen, wir stammen aus einer adeligen Familie, Frau Arkell, obgleich wir in den letzten Jahren so verarmt sind.“

„Ich werde Alles thun, was ich kann, um Ihnen zu helfen“, lautete die freundliche Antwort. „Haben Sie beide, Vater und Mutter, verloren?“

„Ja freilich“, antwortete Charlotte mit erstaunter Miene, als dächte sie, alle Welt wisse das. „Papa

ist vor beinahe einem Jahre gestorben, Mama vor einem halben."

„Und Ihr Vater hat wohl nicht viel hinterlassen?"

„Keinen Heller", gestand Charlotte freimüthig. „Er hatte einige Actien in einer Bergwerkgesellschaft, als er starb; sie waren damals nichts werth; aber später stiegen sie bis über Pari, wie man es nennt, und da verkauften wir sie durch einen Makler. Es kam nicht viel heraus, aber es reichte doch hin, Mama zu unterhalten, so lange sie lebte."

„Und was haben Sie später begonnen?"

„Nicht viel", seufzte Charlotte; „ich nahm eine Stelle als Erzieherin an; aber es war so ungemüthlich. Ich hatte fünf kleine Mädchen zu unterrichten, und sie waren so ungehorsam und so unordentlich. Dazu war der Vater ein Geistlicher; sie wohnten ganz in unserer Nähe in Upper Stamfordstreet. Es freut mich sehr, daß ich an Sie geschrieben habe! Betsey wollte mich davon abhalten; sie meinte, es sähe so zudringlich aus."

„Betsey!" wiederholte Frau Arkell.

„Meine Schwester Elisabeth — wir nennen sie Betsey. Sie ist jünger als ich."

„Ja, ich weiß. Es wunderte mich, daß Sie in

Ihrem Briefe nichts von ihr erwähnten; Frau Daniel Arkell ist ihre Pathin. Wo hält sie sich auf?"

„Bei Frau Dundyke."

„Wer ist Frau Dundyke?"

„Sie ist die Besitzerin des Hauses, in dem wir gewohnt haben. Sie ist keine Dame; aber eine sehr rechtschaffene Frau, jedoch nur von geringer Bildung. Damit will ich nicht sagen, daß sie nicht immer freundlich gegen uns gewesen wäre; besonders war sie außerordentlich gut und aufmerksam gegen Mama in ihrer letzten Krankheit. Ich kann sie nicht leiden", fuhr sie offen fort, „und sie kann mich nicht leiden, aber sie hält etwas auf Betsey, und hat sie gebeten, einige Zeit bei ihr zu bleiben, ohne etwas dafür zu verlangen. Ihre Tochter ist gestorben und hat zwei kleine Kinder hinterlassen, und bei denen soll Betsey sich nützlich machen."

„Aber warum erwähnten Sie ihrer gar nicht? Warum brachten Sie Betsey nicht mit? Sie wäre uns ebenso willkommen gewesen wie Sie, meine Liebe", sagte Frau Arkell, verdrießlich über die scheinbare Zurücksetzung, welche Betsey widerfahren war.

Charlotte Travice strich sich das wallende Haar zurück, halb verächtlich rümpfte sie die Nase. „Sie sind sehr gütig, Frau Arkell, aber Betsey ist am besten

aufgehoben, wo sie jetzt ist. Ich könnte nicht daran denken, mit ihr Besuche zu machen."

„Warum nicht?" fragte Frau Arkell, einigermaßen überrascht.

„O, wenn Sie sie sähen, würden Sie so nicht fragen. Sie ist ein ganz einfaches Mädchen, sie hat keine Erziehung bekommen. Niemand würde uns für Schwestern halten, und Betsey weiß das und ist bescheiden. Irgend jemand mußte natürlich die Aufwartung für Mama und mich besorgen, und da wir kein Mädchen halten konnten, mußte Betsey es thun."

Frau Arkell ging hinunter, es ihrem jungen Gaste überlassend, ihr zu folgen, so bald sie fertig sei. Frau Arkell begriff ihre Logik nicht und war noch weniger erbaut von dem Geiste, der sie zu inspiriren schien.

Man speiste in Herrn Arkells Hause um ein Uhr zu Mittag und trank um fünf Uhr Thee, aber die Theestunde war heute aus Rücksicht auf Fräulein Travice etwas hinausgeschoben worden.

Sie kam herunter und präsentirte sich als eine modisch gekleidete junge Dame, sie trug ein schwarzes klares Kleid mit unzähligen Falten und Garnirungen. Ihr Anzug, fand man, als man sie öfter sah — verrieth nicht ihre schmale Börse.

Sie setzte sich lächelnd und freundlich an den

Theetisch, blickte William schüchtern an, bezauberte Herrn Arkell, brachte Frau Arkell dahin, die wenigen Worte in Bezug auf Betsey, welche ihr Gefühl so verletzt hatten, ganz zu vergessen, und bevor sie vom Theetische aufstanden, war die ganze Familie nahe daran, sich in sie zu verlieben. Die ganze Familie mit einer einzigen Ausnahme.

Darauf ging sie mit einem Lichte in der Hand im Zimmer umher und besah die Bilder; sie sagte freimüthig, welche ihr am besten gefielen; setzte sich dann unaufgefordert an's Piano und spielte ein Bravourstück aus dem Gedächtniß. Man fragte sie, ob sie singe und sie begann sogleich das entzückende Lied: „Robin Adair.“ Es war William Arkell's Lieblingslied, und er stand entzückt neben ihr und war halb verwirrt über diese angenehme Störung ihrer ruhigen täglichen Lebensweise.

„Sie spielen gewiß“, sagte sie plötzlich zu ihm.

Er hatte keine Ursache, es zu leugnen, und nahm seine Flöte aus dem Kasten. Er war ein vollendeter Spieler. — Das Instrument ist jetzt beinahe vergessen, aber es hätte in Vergessenheit gerathen können wenn Alle es so zu behandeln verständen wie William Arkell.

Man versuchte ein Duett zusammen, und der Abend floß unmerklich dahin. William war ein leiden=

schaftlicher Liebhaber der Musik, und er konnte sich kaum losreißen, um Mildred nach Hause zu begleiten.

„Nun, Mildred, wie gefällt sie Dir?“ lautete Frau Daniels erste Frage.

„Mir? — ich, ich weiß nicht recht“, klang die zögernde Antwort.

„Du weißt es nicht?“ wiederholte Frau Dan, „Du mußt doch wissen, ob sie Dir einen angenehmen oder einen unangenehmen Eindruck gemacht hat?“

„Sie ist sehr hübsch und hat bezaubernde Manieren. Aber — dennoch —“

„Dennoch — was?“ fragte Frau Dan verwundert.

„Nun, Mutter, Du weißt, daß es gerade nicht meine Liebhaberei ist, schlecht von jemand zu sprechen, — aber ich habe sie im Verdacht, nicht ganz aufrichtig zu sein.“

Viertes Kapitel.

Robert Carr's Bitte.

Die Zeit verging. Aus dem einen Monat auf den Charlotte Travice's Einladung gelautet, waren drei geworden; und der December rückte heran.

Frau Dan Arkell, die Mildred's Eindruck von der Fremden gänzlich ignorirte und ihr noch obenein einen scharfen Verweis dafür ertheilte, hatte Fräulein Travice am nächsten Morgen einen Besuch gemacht und ihr Mildred als Gesellschafterin angeboten.

Mildred fand aber bald, daß man ihrer nicht bedurfte. William wurde ihr vorgezogen. Er war der Begleiter der jungen Dame, und war es wohl zufrieden; und seine Besuche bei Mildred, die einst so häufig gewesen, wurden immer seltener.

Charlotte Travice ersetzte jetzt ihre Stelle. Sie

fuhr mit ihm aus, sie tanzte mit ihm, und seine Lieder auf der Flöte klangen alle wie Liebeslieder. Am schwersten zu ertragen aber war es für Mildred, daß William lachte, wenn die junge Londonerin Glossen über sie machte.

Es ist wahr, Mildred konnte nicht viel Anspruch darauf machen, schön genannt zu werden; aber William hatte sie doch früher hübsch gefunden. In ihrer äußeren Erscheinung und in ihren Manieren war sie durchaus die Dame; und ihr Gesicht mit den sanften braunen Augen und dem lieblichen Ausdruck hatte etwas sehr anziehendes. Es läßt sich nicht leugnen, daß Mildred anfing, sich verletzt zu fühlen; aber sie ahnte noch nicht, welches Unglück ihr bevorstand. Sie dachte nur an die augenblicklichen Verdrießlichkeiten, welche diese geputzte, dreiste, zudringliche Fremde ihr bereitete, indem sie sie lächerlich machte und für den Moment ihren Platz einnahm. Sie glaubte aber, es sei nur für eine Weile, und sehnte sich daher nach dem Tage, an dem die junge Dame nach London zurückkehren würde.

Wie wir zuweilen zu Kindern sagen, „Du wirst ausgestochen“, so konnte man dies auch zu Mildred sagen. Charlotte Travice nahm in jeder Beziehung ihren Platz ein. Im Winter zu den Abendgesellschaften

— die nach altehrwürdiger Sitte um sechs Uhr begannen und um zwölf Uhr vorbei waren — war Mildred gewohnt gewesen, den Onkel und die Tante zu begleiten.

Frau Dan ging nicht mehr aus; Peter saß in seinen Büchern vergraben, und es war zur Regel geworden, daß Mildred mit Herr und Frau Arkell und William ging. Der Wagen machte immer einen Umweg um sie zu holen, und um sie nach Hause zu bringen; und Mildred verdankte überdem ihrer Tante fast all' ihre hübschen Abendtoiletten, indem Frau Arkell vorgab, sie möge kein junges Mädchen, das nicht hübsch gekleidet sei, mitnehmen.

Das war jetzt Alles anders geworden. Eine Miethskutsche kann nur vier Personen aufnehmen — wie Jedermann weiß — und so war kein Platz für Mildred da — Fräulein Travice hatte ihn eingenommen. Ein paar Mal war der Wagen bei ihr vorgefahren, nachdem die Wintervergnügungen begonnen hatten, und William war zu Fuß gegangen. Mildred aber, die es haßte sich aufzudrängen, verbat sich dies für die Zukunft, und lehnte entweder die Einladungen ganz ab, oder sie ging zu Fuß in einen warmen Mantel gehüllt und von Peter begleitet. William machte ihr Vorstellungen darüber und behauptete, sie fange

an, eigensinnig zu werden; Mildred entgegnete, sie wolle wieder mit ihnen fahren, wenn die Fremde nach London zurückgekehrt sei.

Die Fremde schien aber damit keine Eile zu haben. Sie begann eines Tages, daß sie doch wohl zu Weihnacht nach Hause fahren müsse, denn Herr und Frau Arkell seien ihrer gewiß längst überdrüssig geworden; es war aber offenbar nicht ernsthaft gemeint; und ihre Wirthe besaßen jene großartige Ansicht von Gastfreiheit, die sie veranlaßt haben würde, Charlotte zum Bleiben aufzufordern, wenn sie auch schon ein Jahr bei ihnen gewesen wäre. Frau Arkell hatte ein paar Mal von der eigentlichen Veranlassung ihres Besuches zu sprechen angefangen, aber Fräulein Travice schien zu einer andern Ansicht gelangt zu sein. Sie sagte, sie sähe jetzt ein, daß sie doch nicht für die Schule in einer Provinzstadt passe; sie wolle lieber sehen, etwas in London zu finden, wenn sie zurückkäme.

Mildred, von Natur scharfsichtig, war überzeugt, daß Fräulein Travice nur eine Rolle spiele und nur darauf bedacht sei, sich bei Herr und Frau Arkell und besonders bei William einzuschmeicheln. „O, daß sie sie sähen, wie sie wirklich ist, falsch durch und durch!“ dachte Mildred bei sich.

Fräulein Travice aber amüsirte sich damit, Mildred mit Nadelstichen zu verwunden.

„Wie kommt es, daß Sie nicht spielen?“ fragte sie eines Tages, nachdem sie ein Bravourstück gespielt, indem sie sich auf dem Klavierbock umdrehte, so daß sie Mildred ins Gesicht sehen konnte.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete diese, „ich habe es nicht gelernt.“

„Und Zeichnen haben Sie auch nicht gelernt?“

„Nein.“

„Das ist doch sonderbar. Ihre Aeltern müssen Ihre Erziehung sehr vernachlässigt haben.“

„Ich glaube, sie dachten, ich würde ohne solche Talente ebenso gut in der Welt fortkommen“, lautete die ruhige Antwort. „Und um die Wahrheit zu gestehen, Fräulein Travice, ich glaube das auch.“

„Aber Jedermann besitzt jetzt Talente — wenigstens jede Dame. Ich muß gestehen, es hat mich überrascht, daß William Arkell so gut spielt; denn Männer geben sich selten mit solchen Dingen ab. Es wundert mich wirklich, daß man Sie nicht musikalisch ausgebildet hat, wenn auch nur, um mit ihm spielen zu können. Nun muß er sich mit einer Fremden, wie ich es bin, begnügen, wie Sie sehen.“

Mildred's Wangen glühten. „Ich habe zugehört,

wenn er spielte“, sagte sie, „und das hat ihm bisher genügt.“

„Er ist sehr liebenswürdig“, sagte Charlotte, indem sie Mildred voll und herausfordernd anblickte. „Finden Sie das nicht auch?“

„Ich glaube, Sie finden es“, entgegnete Mildred ruhig.

„Natürlich thue ich das. Habe ich es nicht eben gesagt? Und ich bin fest überzeugt, es gibt Viele, die es finden. Gestern Abend — apropos — Sie hätten gestern Abend hier sein sollen.“

„Warum?“

„Frau Arkell wollte sie holen lassen — ich hörte, wie sie es zu William sagte; aber er vergaß es, und nachher war es zu spät.“

Mildred schlug die Augen nicht von ihrer Arbeit auf. Sie säumte einen Busenstrich von ganz feinem Kammertuch — Herr Arkell, hinter der Mode zurück, trug noch immer Busenstriche. Frau Arkell nähte nur selten; was die Mädchen nicht verstanden, wurde Mildred übergeben.

„Arbeiten Sie gern?“ fragte Charlotte, indem sie ihre geschickten Finger beobachtete und plötzlich von dem früheren Gegenstande absprang.

„Sehr gern.“

Charlotte zuckte die Achseln und machte eine verächtliche Miene. „Ich hasse es; ich versuchte einmal eine Theebrettdecke zu sticken; aber es wurde ein Beutel daraus, und Mama gab mir nie wieder eine Arbeit.“

„Wer nähte denn für Sie?“

„Betsey, natürlich. Mama nähte auch zuweilen und stöhnte schrecklich dabei. Ich finde, Damen sollten nie —“

Charlotte's Rede wurde durch William's Eintritt unterbrochen. Er war seit dem frühen Mittagessen nicht im Zimmer gewesen und schien sich zu freuen, Mildred zu sehen, welche auf die Einladung seiner Mutter gekommen war, um den Nachmittag bei ihr zuzubringen.

„Wer will mit mir fahren?“ fragte er plötzlich, und während er sprach, trat seine Mutter ins Zimmer.

„Wohin?“ fragte sie.

„Mein Vater hat ein Geschäft in Purford zu besorgen, und will mich schicken. Es ist nur eine Bestellung und wird mich nicht zwei Minuten aufhalten; aber sie ist wichtig, und er muß sie entweder selbst ausrichten oder mich schicken. Ich sagte, ich wollte es übernehmen, wenn Charlotte mit mir fahren wolle“, schloß er halb lachend; „ich wußte nicht, daß Mildred hier war.“

„Und nun fragst Du: wer von ihnen mitfahren will?“ sagte Frau Arkell. „Dann finde ich, daß die Reihe an Mildred ist. Charlotte, meine Liebe, Sie dürfen es nicht übel nehmen; aber ich liebe die Gerechtigkeit. In der letzten Zeit sind Sie immer mit uns ausgefahren, und Mildred nie.“

Charlotte antwortete nicht. Mildred blickte unwillkürlich William an, aber er sagte kein Wort, um den Wunsch seiner Mutter zu unterstützen. Das verrätherische Blut stieg ihr in die Wangen, sie sagte etwas, sie wußte selbst nicht was — doch lief es darauf hinaus, daß sie Fräulein Travice des Vergnügens nicht berauben wolle.

Da sprach William: „Aber wenn Du selbst Lust hast, Mildred. Du bist lange nicht ausgefahren, wenn ich recht darüber nachdenke.“

Wenn ich recht darüber nachdenke! O, wie weh that ihr dieses Eingeständniß seiner Gleichgültigkeit!

„Heute nicht, ich danke Dir“, sagte sie fest. „Ein ander Mal!“

„Dann beeilen Sie sich, Charlotte, damit wir vor Dunkelwerden zurückkommen. Philipp wird gleich vorfahren.“

Mildred stand am Fenster und sah sie abfahren; ärgerlich über sich selbst, daß sie die Augen nicht weg-

wenden konnte. Wird die Fremde den Preis davontragen? Mildred erschauerte im Innersten, als sie sich diese Frage vorlegte.

Sie sah sie fortfahren — Charlotte in ihrem neuen Hute, das hübsche Gesicht zu William emporgerichtet — William sich zu ihr neigend und lebhaft sprechend — der nüchterne Philipp, der zehn Jahre in der Familie gedient hatte, hintenauf sitzend.

Purford war ein kleiner Ort, ungefähr fünf englische Meilen entfernt, auf dem Wege nach Eckford gelegen; wenn sie wollten, konnten sie mit der Dämmerung wieder zu Hause sein. Die Uhr war eben drei, und es war ein schöner, klarer Wintertag.

Wird sie gewinnen? Mildred arbeitete an ihrem Busenstrich weiter, während dieser Gedanke ihr im Kopfe herumwirbelte. Sie war innerlich überzeugt, daß eine solche Verbindung ihrem Onkel und ihrer Tante ganz besonders unangenehm sein würde; aber sie ahnten nichts von der Gefahr und wären sicherlich Jedem dankbar gewesen, der ihnen die Augen geöffnet hätte. Mildred wußte das so klar und deutlich, als wenn sie es in einem Buche gelesen hätte; aber sie war zu ehrenhaft, um auch nur eine Andeutung darüber zu machen.

Als sie den Busenstrich fertig hatte, legte sie ihn

zusammen und sagte ihrer Tante, jetzt müsse sie gehen. Peter habe davon gesprochen, daß er heute Abend mit einem Freunde ausgehen wolle, und ihre Mutter, die nicht wohl sei, würde also allein sein. Frau Arkell machte nicht viel Einwendungen dagegen; Mildred kam und ging meistens wie es ihr beliebte.

Peter war jedoch bei der Mutter, als sie nach Hause kam und saß in der Dämmerung in nachdenklicher Stimmung am Kamin. Zwei Mal in der Woche, Dienstags und Donnerstags wurde die Bank um vier Uhr geschlossen; heute war Donnerstag, und Peter war direct nach Hause gekommen. Mildred setzte sich an den Tisch; die Uhr ging auf fünf, und dann pflegte das Mädchen das Theegeschirr zu bringen. Draußen war es bereits ganz dunkel geworden, und das Zimmer ward nur vom Schein des Feuers erleuchtet.

„Woran denkst Du, Peter?“ fragte Frau Dan nach einer Weile.

Peter sah empor und blickte seine Mutter an: „Ich denke über einen Vorschlag nach, den Oberst Dewsbury mir heute gemacht hat“, antwortete er, „und ich glaube, ich bin zu einem Entschlusse gekommen.“

Dies waren böhmische Dörfer für Frau Dan, und selbst Mildred erwachte aus ihrem Sinnen und sah ihn erstaunt an.

„Der Oberst wünscht, ich möge Abends zu ihm kommen und die Klassiker mit seinem ältesten Sohne lesen, Mutter.“

„Peter!“

„Ungefähr drei Stunden, sagt er, von sechs bis neun Uhr. Er will mir wöchentlich eine Guinee dafür geben.“

„Aber bedenke doch nur, wie Du Dich schon den ganzen Tag in der Bank abplagen mußt“, sagte Frau Dan, die bei ihrer Kränklichkeit Arbeit, ebenso wie Charlotte Travice für das größte Uebel im Leben ansah.

„Bedenke aber auch, Mutter, wie manche Annehmlichkeit ich Dir für eine Guinee die Woche verschaffen kann“, entgegnete Peter liebevoll; „wir würden uns förmlich reich vorkommen.“

„Mein lieber Peter“, erwiderte sie ernst; „ich glaube nicht, daß ich noch lange leben werde, und ich habe Alles, dessen ich bedarf.“

„Nun, dann kannst Du es auf meine eigene Rechnung schreiben“, sagte Peter, indem er zu lächeln versuchte, „die Guinee wird mir sehr zu Statten kommen.“

„Wenn Du aber Deine Abende auf diese Weise verbringst, wann wirst Du dann noch Zeit für Deine Bücher finden?“ fragte Frau Arkell wieder.

„O, das wird sich schon machen. Du weißt, ich stehe früh auf, und in gewissem Sinne werde ich während der drei Stunden auch bei meinen Büchern sein."

„Wie kam der Oberst dazu, Dir den Vorschlag zu machen?"

„Das weiß ich nicht. Er begegnete mir, als ich nach Tische nach der Bank ging, und er fing damit an, daß er sagte: er suche jemand, der mit Arthur studiren könne, und nach einer Weile fügte er hinzu: ich wollte, Sie selbst könnten es übernehmen, Herr Arkell. — Darauf sprachen wir noch Einiges darüber, und ich versprach ihm, es mir zu überlegen."

„Ich meinte, Arthur Dewsbury solle in die Armee treten", sagte Frau Dan, die sich noch nicht in die Sache finden konnte. „Wozu braucht er dann die Klassiker zu studiren?"

„Nein, Arthur ist zum Geistlichen bestimmt. Der zweite Sohn wird Soldat werden. — Mildred, was sagst Du dazu; würdest Du darauf eingehen, wenn Du an meiner Stelle wärest?"

„Das würde ich", entgegnete Mildred. „Mir scheint es eine leichte Art, Geld zu verdienen; aber Du allein hast darüber zu bestimmen, Peter; laß Dich von meiner Ansicht nicht beeinflussen."

„Im Grunde glaube ich, daß mein Entschluß schon

gefaßt war, bevor ich meinen Rock und Hut in der Bank auf den Pflock hing“, antwortete Peter. „Ja, ich werde es annehmen; wenn ich sehe, daß es nicht geht, Mutter, kann ich es zu jeder Zeit wieder aufgeben.“

Die Uhr vom Dom begann Fünf zu schlagen; Peter erhob sich und streckte sich mit erleichterter Miene. „Es ist mir immer, als würde mir eine Last vom Herzen genommen, wenn ich in einer verwickelten Frage zum Schluß gekommen bin“, sagte er treuherzig. Wenn es nicht Latein und Griechisch galt, war der gute Peter etwas schwerfällig.

Um diese selbe Zeit, als die harmonische alte Kirchenuhr ertönte, fuhr William Arkell auf seinen eigenen Hof. Er hätte sich wohl etwas mehr beeilen können, wenn er gewollt hätte; aber er hatte keine Lust dazu verspürt.

Jetzt fuhr er schnell auf den Hof und hielt vor der Hausthür. Philipp sprang von seinem Sitze und hielt das Pferd; William half Charlotte aus dem Wagen.

„Haben Sie sich amüsirt, Charlotte?“ fragte er, indem er ihre Hand länger in der seinen behielt, als nöthig gewesen wäre; sein Ton klang zärtlich und

würde ihn verrathen haben, wenn jemand dabei gewesen wäre und ihn gehört hätte.

„O, sehr, sehr schön", antwortete sie in der süßen, ernsten Weise, die sie angenommen, wenn sie mit William allein war. „Verbotene Frucht schmeckt stets am süßesten!"

„Verbotene Frucht?"

„Ja; war dies nicht verboten? Sie wissen doch, daß Ihre Cousine Mildred eigentlich hätte mitfahren sollen."

„Ach, Unsinn, Charlotte; sie kann immer mitfahren."

„Es thut mir wirklich leid um sie. Ich bilde mir immer ein, daß so eine arme Näherin die frische Luft so nöthig hat. Sie —"

„Wer?" rief William — und Charlotte merkte sogleich an seinem Tone, daß sie zu weit gegangen. „Sprechen Sie von meiner Cousine Mildred?"

„Sie ist so herzensgut und freundlich; säumt Busenstriche und Manschetten! Ich wollte, ich verstände es auch; aber ich war immer so ungeschickt beim Nähen und konnte es nie lernen. Meine Schwester dahingegen —"

„Ich möchte gern ein Wort mit Dir sprechen, Arkell."

William drehte sich hurtig um, um zu sehen, wer neben ihm stände. In demselben Augenblicke wurde die Hausthür geöffnet, und das Licht der Lampe fiel auf Robert Carr's Züge. Charlotte lief in's Haus, ohne ihn eines Grußes zu würdigen. Er war so dreist in seinen Reden, und das letzte Mal, als er sie gesehen, hatte er ihr etwas in's Ohr geflüstert, wofür sie ihn ihr Lebelang hassen wird. — „Wie geht's mit dem Angeln?" hatte er gefragt. „Will William Arkell noch nicht anbeißen?"

„Hallo!" rief William, als er ihn erkannte. „Ich dachte, Du wärest in London! Ich hörte Dienstag Abend, daß Du abgereist."

„Und gestern Abend bin ich wiedergekommen. Ich wollte Dich um eine Gefälligkeit bitten, Arkell."

Damit nahm er William unter den Arm und fing an, mit ihm im Hofe auf und abzugehen. Sein Benehmen fiel William auf; er schien unruhig, ängstlich, wenn es möglich war, so etwas von Robert Carr zu denken. William wartete auf das, was kommen sollte.

„Ich habe heute einen schlimmen Auftritt mit meinem Alten gehabt", begann er endlich. „Ich werde es bald nicht mehr ertragen können!"

„Worüber?"

„O, über die alte Geschichte — über meine Ver-

schwendung. Er war ärgerlich, weil ich auf einen Tag zur Stadt gefahren war; er nannte es Geld- und Zeitvergeudung. — Wenn ich einen Monat fortgeblieben wäre, würde er nicht halb so viel Spectakel darüber gemacht haben; und da ist doch kein Sinn darin."

„Es sieht aber wirklich wie Verschwendung aus, nur auf einen Tag hinzufahren", wandte William ein, „wenn Du nicht Geschäfte dort hattest. Dann ist es eine andere Sache."

„Ja, ich hatte Geschäfte; ich mußte jemand sprechen. So viel Lärm um Nichts ist Dir noch nie vorgekommen, versichere ich Dir. Aber ich werde das Joch noch ganz abschütteln und ein eigenes Geschäft anfangen."

William konnte sich des Lachens nicht enthalten. „Du?" fragte er ungläubig.

„Du glaubst, es würde mir nicht gelingen; aber darin irrst Du Dich. Ich bin es müde, mich umherstoßen zu lassen. Ich versichere Dich, ich will lieber Gassenkehrer werden und von einem halben Pfund die Woche leben, als mich noch länger von meinem Vater plagen lassen. Ich werde ihm das nächstens sagen, wenn er mich nicht in Ruhe läßt. Warum thut er das nicht?"

„Ich vermuthe, Du reizest ihn beständig“, entgegnete William.

„Womit?“ fragte Robert heftig.

„O, das weißt Du sehr gut, Carr. Ich habe schon einmal mit Dir darüber gesprochen — obgleich die Sache natürlich mich nicht angeht. Aber warum giebst Du den Umgang nicht auf?“

„Weil ich es nicht will“, entgegnete er. „Beim Himmel! es ist kein Unrecht dabei, und ich habe keine Lust, mich demüthig dem Willen Anderer zu fügen. Die Sache wäre vielleicht in Nichts zerronnen, wenn nicht gleich anfänglich so viel Widerspruch dagegen erhoben worden wäre.“

„Um des Mädchens selbst willen solltest Du nicht mehr hingehen. Ich setze voraus, daß Du nicht die Absicht hast, sie zu heirathen —“

„Sie zu heirathen!“ unterbrach Robert Carr ihn spöttisch.

„Nun denn — sie ist ein achtbares Mädchen, und —“

„Ich würde jeden Mann zu Boden schlagen, der zu behaupten wagte, sie sei etwas anderes“, sagte Robert ruhig.

„Aber siehst Du denn nicht ein, daß Deine Besuche hinreichend sind, ihr in der öffentlichen Meinung

zu schaden? Edward Hughes ist ein Thor, es Dir zu gestatten."

„Was ist Schlimmes oder Böses dabei?" fragte Robert, indem er sich herbeiließ, die Sache zu erwägen. „Ich mag das Mädchen außerordentlich gern leiden; ich unterhalte mich viel lieber mit ihr als mit mancher feinen Dame. Sie ist ebenso gebildet wie ich."

„Unsinn!" entgegnete William. „Du kannst sie nicht von ihrer Familie trennen; und ich sage Dir, Du mußt den Umgang aufgeben."

„Wie kommt es, daß Du plötzlich so wählerisch geworden bist? Ist die Gesellschaft der feinen Dame aus London, Fräulein Charlotte Travice, schuld daran?"

Ein Lichtstrahl fiel in diesem Augenblick von einer der Wagenlampen auf William's Gesicht, und Robert Carr sah, wie es darin aufleuchtete; allein ruhig entgegnete er: „Ich will es Dir aufrichtig sagen, man spricht in der ganzen Stadt darüber, und ich finde, Du hast kein Recht, sie in schlechten Ruf zu bringen. Du thust es noch dazu ohne Noth, wie Du selbst eingestehst. Eines Mädchens guter Name ist aber nicht leicht wieder zu gewinnen, wenn er einmal dahin ist, und sei sie auch schuldlos."

„Ich habe Dir schon vor Monaten gesagt, daß nichts an der Sache sei."

„Ich glaubte Dir, und ich glaube Dir noch heute. Da die Leute aber angefangen haben, darüber zu reden, so sage ich, um des jungen Mädchens willen mußt Du der Sache ein Ende machen und den Umgang aufgeben."

„Die Leute können mir gestohlen werden!" lautete Robert Carr's Antwort. „Aber höre, Arkell, ich bin nicht hierhergekommen, um mit Dir zu streiten, ich habe keine Zeit dazu; und merke Dir eins — was Du auch sagen magst, und wenn Du auch bis zum jüngsten Tage sprächest, meine Handlungsweise wirst Du dadurch nicht umstimmen. Ich bin gekommen, um Dich um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Worin besteht sie?"

„Willst Du mir Euren Wagen morgen früh auf ungefähr eine Stunde leihen? Ich will nach Purford."

„Nach Purford? Da komme ich eben her. Ja, da wird nichts im Wege sein; ich will nur aber meinen Vater fragen."

„Aber das ist es gerade, was ich nicht wünsche. Ich habe ein kleines Privatgeschäft dort abzumachen, und ich wünsche nicht, daß es bekannt wird, daß ich dahin will."

William bedachte sich. Er war der einzige Sohn und sehr verzogen; aber es war ihm nie eingefallen, seines Vaters Equipage auszuleihen, ohne ihn darum zu befragen; und er hatte keine Lust es jetzt zu thun. Robert Carr ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung.

„Du würdest mir einen Dienst damit erweisen, Arkell, den ich Dir nie vergessen werde. Wenn Philipp mich hinfahren will —"

„Philipp? Philipp willst Du auch haben?"

„Philipp muß den Wagen zurückbringen, da ich bis zum Nachmittage dort bleiben werde. Er kann beinahe hin und zurück sein, ehe Dein Vater aufsteht. Ich muß ziemlich früh fahren."

Philipp's Mitgehen schien die Sache zu vereinfachen. Robert Carr oder sonst jemand die Equipage ohne Erlaubniß auf einen Tag zu leihen, war etwas ganz anderes, als Philipp zu erlauben, ihn in der Frühe nach Purford zu fahren und den Wagen gleich wieder zurückzubringen.

„Ich werde ihn Dir leihen, Robert", sagte William; „aber wenn mein Vater den Wagen und Philipp vermisset —"

„So kannst Du ihm sagen, wo beide sind", unterbrach Robert Carr ihn.

„Gut denn! Soll Philipp mit dem Wagen nach Eurem Hause kommen?“

„Das ist nicht nöthig. Ich werde herkommen und hier aufsteigen. Es ist am besten, wenn ich selbst mit Philipp spreche. Bleibe nicht länger hier in der Kälte. Gute Nacht und vielen Dank!“

William ging in's Haus und Robert ging in den Stall zu Philipp, um ihm seine Anordnungen für den nächsten Morgen zu geben.

Fünftes Kapitel.

Die Flucht.

Herrn Carr's Haus lag in einer stillen abgelegenen Straße der Stadt. Robert Carr ging in finsterem Sinnen nach Hause, nachdem er William verlassen. Von außen sah man fast nichts als eine todte Mauer; denn die meisten Fenster blickten auf den Garten oder auf die andere Seite hinaus; drinnen aber war das Haus ein wahres Schmuckkästchen. Bunte Glasscheiben schmückten den Flur, und Statuetten und Gemälde die Zimmer. Die Stuccatur auf dem Flur und die Bilder an den Fenstern, die hell in Farben erglühten, wenn die Sonne darauf schien, sonst aber dunkel und ernst aussahen — machten einem Fremden den Eindruck, als befände er sich in einer kleinen Kapelle.

Der alte Carr hatte viel Zeit und Geld auf die

Ausstattung seines Hauses verwandt und war stolz darauf.

Robert schwang sich über das Thor der Mauer, und trat dann durch die Vorderthür, die er lärmend hinter sich schloß, ins Haus. Das Verhältniß zwischen ihm und seinem Vater hatte einen Grad von Unbehagen errreicht, welches Beide kaum zu ertragen vermochten. Keiner wollte nachgeben — Keiner wollte den Andern versöhnen. Ihre Streitigkeiten — deren erster Ursprung in Robert's Verschwendung und ausschweifender Lebensweise zu suchen war — hatten in den letzten Jahren schon abwechselnd stattgefunden; aber seit einigen Monaten waren sie immer häufiger und heftiger geworden. Robert war träge — Robert war ein Verschwender — Robert that kaum irgend etwas, was ihm als Mitglied einer ehrbaren Gemeinde zukam — so lauteten seines Vaters Klagen gewöhnlich. Zuweilen aber kamen auch ernstere Missethaten zu Tage; und in der letzten Zeit hatte der Umgang mit Martha Ann Hughes dem Alten besonderen Anlaß zu Verdruß gegeben; und wir sind wirklich nicht ganz sicher, ob Robert nicht nur aus Trotz gegen seinen Vater den Umgang so eifrig fortsetzte.

Am Dienstag (wir dürfen nicht vergessen, daß heute Donnerstag ist) hatte Robert sich, um seines

Vaters Ausdruck zu gebrauchen, den ganzen Tag umhergetrieben, was so viel sagen will, als daß Robert den ganzen Tag außerhalb des Hauses zugebracht und sich nur zu den Mahlzeiten eingestellt hatte. Sie aßen, wie es allgemein Sitte war in Westerbury, um ein Uhr zu Mittag und tranken um fünf Uhr Thee. Ungefähr um halb fünf Uhr am Dienstag war Robert nach Hause gekommen, hatte sich schnell eine Tasse Thee bestellt und war dann wieder fortgegangen, eine warme Reisedecke mitnehmend und dem Mädchen auftragend, seinem Vater zu sagen, er sei nach London gefahren. Und mit diesen Worten hatte er den Weg nach der Post eingeschlagen und sich in die Kutsche gesetzt, die gerade zur Abfahrt bereit stand.

Um fünf Uhr war der alte Carr wie gewöhnlich zum Thee gekommen und hatte die Bestellung erhalten. Er war sehr aufgebracht. Es war ein sehr rücksichtsloses Betragen, welches wohl die meisten Väter verdrossen hätte; aber es war nicht das erste Mal, daß Robert sich eines solchen schuldig machte.

„Da geht er hin und giebt das Geld aus, und wird nicht eher zurückkommen, bis kein Heller mehr davon übrig ist!“ rief er zornig.

Herr Carr spielte auf eine Summe von hundert Pfund an, welche sein Sohn vor wenigen Tagen er-

halten. Vor ungefähr einem Jahre hatte ein Onkel des Alten ihm hundert Pfund vermacht, die nach Jahresfrist ausgezahlt werden sollten; und seit Sonnabend war Robert im Besitz dieser Summe.

„Da geht er hin und giebt das Geld aus", wiederholte er. Es war gerade keine Kunst, dies zu errathen, und Herr Carr suchte seinen Zorn so gut er konnte zu bemeistern oder wenigstens zu verhalten. Er machte sich darauf gefaßt, Robert wenigstens vier Wochen nicht wiederzusehen; er war daher sehr erstaunt, als sein Sohn mit derselben Postkutsche, die ihn entführt hatte, wieder zurückkehrte und am Donnerstag Morgen ganz kaltblütig beim Frühstück erschien.

Ein unbedeutender Wortwechsel entstand. Robert sagte, er sei nur nach London gefahren, um einen Freund zu sprechen, und nachdem er ihn gesprochen, sei er gleich umgekehrt. Weiter konnte der alte Carr nichts aus ihm herausbringen.

Wunderbarer Weise brachte Robert den Morgen in der Fabrik zu; aber nicht in seines Vaters Beisein; denn derselbe hatte sich in seinem eigenen Zimmer eingeschlossen. Beim Mittagessen trafen sie wieder zusammen; der Streit begann auf's Neue und ward dieses Mal sehr ernsthaft. Die alte Haushälterin, welche ihre Stelle seit dem Tode von Robert's Mutter

bekleidet hatte, wurde ganz ängstlich und lauschte zitternd und bleich an der Thür.

Die Uhr schlug drei und es war vorbei; aber in gewissem Sinne war der Streit doch nicht beigelegt. Denn mitten darin stürzte Robert, einen Fluch auf den Lippen aus dem Zimmer hinaus auf die Straße. Nie später ist es gelungen, herauszubringen, wo er sich an jenem Nachmittage bis fünf Uhr aufhielt. Herr Carr gab sich viele Mühe, es zu erfahren, aber vergeblich. Bis zu seiner Todesstunde glaubte der Alte, daß er sie in Edward Hughes' Hause zugebracht; aber Fräulein Hughes bestritt es, und sie war sehr wahrheitsliebend von Natur. Sie gab bereitwillig zu, daß Robert an jenem Nachmittage bei ihnen und einige Augenblicke allein mit Martha Ann gewesen sei, während sie selbst oben war; aber er wäre sogleich wieder fortgegangen. Um fünf Uhr war er, wie wir gesehen haben, bei William Arkell, und von da ging er direct nach Hause.

Der alte Carr war beinahe mit seinem Thee fertig, als Robert nach Hause kam. Sie tranken gewöhnlich in einem kleinen gemüthlichen Zimmer, dessen Glasthüren im Sommer in den Garten hinausführten, jetzt waren sie mit schweren rothen Sammtgardinen verhängt.

Robert setzte sich schweigend nieder. Er blickte in den Theetopf, sah, daß er beinahe leer war und zog die Glocke, um sich frischen Thee zu bestellen. Ob diese kleine Anordnung (welche übrigens nichts Ungewöhnliches war) den Alten noch mehr verdroß, läßt sich nicht bestimmen; nur eins ist gewiß, daß er — der Vater — den Streit wieder aufnahm.

Es war kein geziemender Streit. Freilich tobten sie nicht so laut als am Mittag; Beide sprachen ernster, der Zorn war bei Beiden gleichsam verhalten; zu tief, um sich lärmend Luft zu machen. Ungefähr eine Stunde währte dieser unselige Wortwechsel, während dessen von beiden Seiten manch bitteres, herbes Wort fiel — dann erhob sich Robert.

„Bedenke", sagte er leise aber fest zu seinem Vater, „wenn mich Dein Benehmen von Haus und Stadt treibt, so schwöre ich Dir, ich werde nie dahin zurückkehren."

„Und bedenke Du", entgegnete der Alte ebenso leise und mit verhaltenem Zorn; „wenn Du das Mädchen, die Martha Ann Hughes heirathest, so schwöre ich, daß Du nie einen Heller von meinem Gelde erben sollst! Und ich denke, Du weißt, ich halte Wort."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich sie heirathen wollte."

„Einerlei! Thust Du es aber, so schwöre ich, daß ich all mein Geld an Andere vermachen will; und so wahr der Himmel mich hört, ich werde meinen Schwur halten!“

Und nun müssen wir uns am nächsten Morgen in Herrn Arkell's Hause umsehen.

Die kleinen Einzelheiten, welche wir soeben erzählt, mögen dem Leser unbedeutend erschienen sein, aber sie sind von Wichtigkeit, wie man bald bemerken wird; und noch heute erinnert man sich ihrer in Westerbury und spricht davon.

Um neun Uhr wurde in Herrn Arkell's Hause das erste Frühstück eingenommen. William kam von seinem Zimmer herunter und ging an seines Vaters Thür vorbei, als er sich rufen hörte. Herr Arkell erschien noch halb angekleidet unter der Thür.

„William, ich hörte den Wagen vor einer Weile fortfahren. Hast Du ihn irgendwo hingeschickt?“

Genau die Frage, welche William erwartet hatte. Da er sich aber jetzt seines Versprechens entbunden fühlte, gestand er die Wahrheit.

„Nach Purford? Warum konnte er nicht mit der Post fahren?“

„Ich weiß es wirklich nicht“, entgegnete William, der sich diese Frage bereits selbst vorgelegt hatte. „Ich

wollte es ihm eigentlich nicht versprechen, ohne Dich vorher darum zu fragen; aber er bat mich so sehr darum, daß ich dachte — Du würdest es entschuldigen. Ich glaube, er hat sich mit seinem Vater schlimmer als je entzweit, und er mochte fürchten, daß Du ihm etwas darüber sagen würdest."

„Warum sollte er das fürchten? Aus welchem Grunde sollte ich es seinem Vater erzählen?" meinte Herr Arkell und zog sich in sein Schlafzimmer zurück.

Wir haben noch vergessen zu erwähnen, daß Mary Hughes an diesem Tage engagirt war, in Herrn Arkell's Hause zu arbeiten. — In der Stadt wurde dies später als ein merkwürdiger Zufall besprochen, der noch merkwürdiger dadurch wurde, daß Frau Arkell's Kammerjungfer Triny (die seit William's Geburt in der Familie diente und das einzige Mädchen außer der Köchin war) mit Mary Hughes verabredet hatte, daß sie vor der gewöhnlichen Zeit, nämlich schon um acht Uhr Morgens kommen solle. Mary sollte zwei Kleider für die Mädchen, welche sie zu Weihnachten bekommen, einrichten; und da sie von Natur gefällig war, es auch für gerathen hielt, sich gut mit den Dienstboten ihrer besten Kundin zu stellen, so kam sie bereits um halb acht Uhr. und wurde von Triny in eine kleine, an die Küche stoßende Kammer geführt.

Beim Frühstück sprach Herr Arkell wieder über Robert Carr's Ausflug, der ihm höchst sonderbar vorkam. Erstens konnte er nicht begreifen, warum Robert sich nicht der Postkutsche habe bedienen können, die ungefähr um dieselbe Zeit nach London fuhr und Purford passirte und zweitens war es ihm räthselhaft, warum die Sache ihm verschwiegen werden sollte.

William konnte ihm weder über den einen noch über den andern Punkt Aufklärung geben, und daher ließen sie den Gegenstand fallen.

Das Frühstück war vorüber, und Herr Arkell war in die Fabrik gegangen, als der Wagen zurückkam. Philipp fuhr sogleich nach dem Stalle, und William ging zu ihm hinaus.

„Nun, sind Sie wieder da?"

„Ja, Herr William."

Damit fing er an, die Pferde auszuspannen, ohne aufzublicken. William, der seinen Mann kannte, bemerkte, daß er noch etwas zurückhielt.

„Sie haben tüchtig gefahren, Philipp."

„Herr Carr hat selbst gefahren, Herr William. Ich habe nicht einmal vorn gesessen, nachdem wir das dreieckige Feld erreicht hatten. Er fuhr sehr schnell, um noch vor der Postkutsche einzutreffen."

„Vor welcher Postkutsche?" fragte William

„Vor der Londoner Postkutsche. Er ist nach London gefahren.“

„Wie! Ist er in Purford eingestiegen?“

„Nach Purford sind wir gar nicht gewesen, Herr William, und allein ist er auch nicht gegangen.“

„Was wollen Sie damit sagen, Philipp?“

„Daß Fräulein Hughes — die jüngste — mit ihm gegangen ist.“

„Nicht möglich!“ rief William.

„Es ging so zu, Herr William“, begann der Stallknecht, indem er sich in Positur setzte. „Ich hatte den Wagen ein paar Minuten nach acht Uhr bereit, wie Herr Carr mich gebeten hatte; es war aber beinahe halb neun Uhr, bevor er kam, worauf wir sogleich abfuhren. „Ich will fahren“, sagte er. Ich setzte mich also neben ihn. Kaum aber hatten wir die Häuser hinter uns gelassen, so hielt er bei dem dreieckigen Felde still und sagte, er erwarte noch Jemand. Nach einer kleinen Weile sehe ich denn das jüngste Fräulein Hughes dahergelaufen kommen — Sie wissen, es führt vom Hause ihres Bruders ein Richtweg dahin — mit einem kleinen, in graues Papier gewickelten Bündel in der Hand. „Sie setzen sich wohl hintenauf, Philipp“, sagt er; und ehe ich noch von meinem Erstaunen erholen kann, jagen

wir weiter — sie vorn neben ihm — ich hinten. Etwas vor Purford — es war gerade in der Vertiefung neben dem Ententeiche — hielt er wieder an, und zwei Minuten darauf kommt die Postkutsche nach London angefahren. Sie kam langsam heran, und ich konnte aus den Reden des Postillons entnehmen, daß er ihn erwartet hatte. Sie stiegen Beide ein, und sind sicherlich nach London gefahren. Herr William, ich glaube, dem Herrn wird dies sehr unangenehm sein."

William war es gleichfalls sehr unangenehm; Robert Carr hatte ihn auf eine Weise überlistet, die ihm keine Ehre machte. Und das Mädchen? Hatte sie sich wirklich so weit vergessen, mit ihm auf und davon zu gehen? Es mußte so sein. William begriff jetzt Alles. Sie hatten die Kutsche nicht in Westerbury besteigen wollen, um nicht Aufsehen zu machen, oder wohl gar zurückgehalten zu werden. — Aber Aufsehen genug würde die Geschichte doch machen, davon war er überzeugt — und sein Vater würde sehr verdrießlich werden, das wußte er auch; und daß ihn ein großer Theil der Schuld treffen würde, konnte er sich ebenso wenig verhehlen.

„Philipp", fragte er, aus seinem Nachdenken erwachend; — „schien das Mädchen bereitwillig mitzugehen?"

„Bereitwillig wohl, Herr; denn sie kam ja allein an — aber sie weinte bitterlich.“

„Sie weinte?“

„Sie weinte schrecklich, als sie über das Feld daher kam, und als sie im Wagen saß und in die Postkutsche stieg. Er sprach ihr zu und suchte sie zu trösten; aber es half zu nichts. Sie verbarg ihr Gesicht, so gut sie konnte, hinter dem Schleier, als sie in die Postkutsche stieg, damit die Passagiere, die draußen saßen, ihr Gesicht nicht sehen könnten. Drinnen saß Niemand.“

William Arkell biß sich auf die Lippen. „Es ist nicht Recht von Carr, daß er mir einen solchen Streich gespielt!“ sagte er laut in seinem Verdrusse.

„Herr William, wenn ich gewußt hätte, was er im Sinn führte, so würde ich es dem Herrn gleich gestern Abend gesagt haben, obgleich Herr Carr mir einen halben Sovereign gab.“

„So, that er das?“

„Er gab mir einen gestern Abend und den zweiten heute Morgen; aber dessenungeachtet hätte ich es doch gesagt, wenn ich gewußt hätte, daß sie mit ihm fahren würde. Ich kenne den Herrn uud ich weiß, wie er über die Sache denken wird. Die beiden andern Mamsellen sind fleißige, achtbare Mädchen, und

es ist sehr Unrecht von Herrn Carr, so etwas zu thun. Sie werden schön toben, wenn sie entdecken, daß die Schwester fort ist!“

„Sie werden es doch gewußt haben?“ sagte William zweifelnd, denn es fiel ihm ein, ob Robert sie wohl entführt habe, um sie zu heirathen.

„Nein, Herr William, darauf können Sie sich verlassen!“ rief Philipp mit Entschiedenheit. „Ich hörte, wie er sie fragte, ob es ihr gelungen, ungesehen fortzukommen und sie sagte unter Thränen, ja!“

William Arkell war nicht nur verdrießlich um seiner selbst willen, sondern auch betrübt des Mädchens wegen, und langsamen Schrittes begab er sich nach der Fabrik. Das Naheliegendste — das Ehrenhafteste, was ihm jetzt zu thun oblag, war, seinem Vater Alles zu sagen. Er scheute sich aber davor, und fühlte sich daher erleichtert, als er hörte, daß sein Vater in seinem Privatzimmer mit einigen Herren beschäftigt sei, so daß er nicht zu ihm gehen konnte.

Damit nicht genug, begleitete Herr Arkell die Herren noch, als sie fortgingen. William sah seinen Vater daher nicht wieder, bevor sie beim Mittagessen zusammen trafen.

Charlotte Travice neckte William während des Mahles damit, daß er „abwesend“ und „schweigsam“ sei,

und fragte ihn, woran er dächte; aber er klärte sie nicht darüber auf.

Kaum saßen sie jedoch eine Weile beisammen, so erschien Marmaduke Carr — bleich, finster und sehr erregt. Alle Rücksicht bei Seite setzend, stürzte er an Trinу vorüber in's Eßzimmer und stand, bleich, mit offenem Munde, die Worte nur mühsam hervorstoßend vor ihnen.

Herr Arkell erhob sich betroffen von seinem Sitze.

„George Arkell, wir sind seit unserer Knabenzeit Freunde gewesen. Ich dachte, wenn ich mich auf irgend einen Menschen in der ganzen Stadt verlassen könne, so wärest Du es. Ist das Recht?"

„Was ist denn geschehen?" rief Herr Arkell, der anfing zu befürchten, Marmaduke Carr habe plötzlich den Verstand verloren. „Ist — was Recht?"

„Du fragst noch! Du bist es, der meinem Sohne behülflich gewesen ist, zu entfliehen."

„Zu entfliehen! Wohin? Was ist denn vorgefallen, Carr?"

„Wohin?" schrie Herr Carr? — „Natürlich, nach London. Er ist entflohen mit der — der —" Herr Carr bemerkte noch zur rechten Zeit Frau Arkell's und Fräulein Travice's ängstliche Gesichter und seinen Ton mäßigend, schloß er „mit der jüngsten Hughes. Du

fragst mich, wohin er gegangen ist, und doch bist Du derjenige, der ihm geholfen hat, zu entkommen!"

„Ich versichere Dich, ich weiß nicht was Du meinst", rief Herr Arkell.

„Du weißt es nicht! Haben Dein Diener und Dein Wagen ihn und das Mädchen nach Purford gebracht oder nicht?"

Statt der Antwort blickte Herr Arkell seinen Sohn fragend an. William konnte nicht umhin, jetzt die Wahrheit zu bekennen, und seines Vaters Antlitz verfinsterte sich, als er vernahm, was vorgefallen.

„Und Du wußtest um — um diese Entführung?"

„Nein, bei meiner Ehre! Wenn ich das gewußt hätte, würde ich ihm unseren Wagen nicht geliehen haben. Robert" — dabei sah er den alten Carr voll an — „hatte kein Recht, mir einen solchen Streich zu spielen."

„Davon glaube ich kein Wort", entgegnete Herr Carr rauh; „Sie und er haben es zusammen verabredet; Sie waren sein Verbündeter."

Es nützt nichts, mit einem Zornigen zu kämpfen; deshalb drehte William sich ruhig nach seinem Vater um:

„Alles, was ich von der Sache weiß, Vater, habe ich Dir heute Morgen mitgetheilt. Ich habe keine

Ahnung davon gehabt, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, bis Philipp mit dem Wagen zurückkam und erzählte was vorgefallen war."

George Arkell wußte, daß er sich auf seines Sohnes Wahrhaftigkeit verlassen konnte; dennoch war es ihm sehr unangenehm, daß er in die Sache verwickelt worden; Frau Arkell machte die Sache auch nicht besser, indem sie sich danach erkundigte, wohin Robert denn eigentlich gegangen sei.

Der alte Herr Carr antwortete unbedachtsam, daß sein Taugenichts von einem Sohne und das abscheuliche Mädchen, die Hughes, zusammen entflohen seien.

Triny, die anfänglich entsetzt dem kurzen Zwiegespräch gelauscht und nicht recht begriffen hatte, worum es sich handelte, stahl sich fort in das Domestikenzimmer, wo Mary Hughes saß, um die Kleider zu machen. Triny fiel auf einen Stuhl nieder und betrachtete die arme Schneiderin mit offenem Aug' und offenem Munde; Mitleid und Entsetzen kämpften auf ihrem Antlitz. Triny war ein achtbares Mädchen und der Ansicht, daß der Tod im Verhältniß zu solcher Flucht ein kleines Unglück sei.

„Ich habe Ihre Aermel ein wenig kürzer schneiden müssen als Hannah's, weil ich mit dem Zeuge

nicht auskam; aber dafür werde ich Ihnen ein breiteres Stück vorn ansetzen", sagte Mary Hughes.

Als sie keine Antwort erhielt, blickte sie auf und gewahrte den Ausdruck auf Triny's Gesicht. „O, Mary Hughes!"

Es lag so viel Mitleid in dem Ton, so viel Entsetzen in dem Blick, daß Mary entsetzt die Nadel fallen ließ und fragte: „Ist jemand krank?"

„Nein, nein", entgegnete Triny flüsternd; „aber Ihre Schwester Martha Ann — nein! ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Was ist's mit ihr?" fragte Mary, deren Herz plötzlich eine Ahnung der Wahrheit ergriff.

„Sie ist mit Robert Carr entflohen."

Mary Hughes, die gerade nicht stark von Natur war, fiel beinahe in Ohnmacht. Triny brachte ihr ein Glas Wasser und erzählte ihr, was sie gehört habe.

„Aber woher weiß man, daß sie entflohen ist? Woher hat Herr Carr es erfahren?" fragte das arme Mädchen.

Triny konnte ihr das nicht sagen. Sie meinte nur aus seinen Reden verstanden zu haben, daß es in der ganzen Stadt bekannt sei, und daß Herr William darum gewußt habe.

„Sie werden mir erlauben, nach Hause zu gehen,

Triny", sagte Mary Hughes in flehendem Tone, „ich kann es nicht aushalten, bis ich erfahren habe, was an der Sache ist. Ich kann es nicht glauben, daß sie es gethan hat. So bald ich kann, werde ich wiederkommen."

„Gehen Sie nur", rief Triny theilnehmend, „und beeilen Sie sich nicht mit dem Zurückkommen. Was kommt auf unsere Kleider an, wenn es sich um ein so schreckliches Unglück handelt. Arme Martha Ann!"

„Ich kann es nicht glauben, daß sie entflohen ist; ich kann es nicht glauben", wiederholte die arme Mary, während sie Hut und Mantel anlegte. „Martha Ann war ein sittsames Mädchen. Es muß eine schreckliche Lüge sein, die über sie in Umlauf gebracht worden ist."

Daß der alte Carr die Geschichte so schnell erfahren hatte, war folgendermaßen zugegangen — einer der außen sitzenden Passagiere der Postkutsche war nur bis Purford mitgefahren. Rasch hatte er seine Geschäfte dort abgemacht und war dann zurückgeeilt, brennend vor Begierde, allen Leuten zu erzählen, was er gesehen und gehört hatte. Er schlug den directen Weg nach Herrn Carr's Hause ein und hielt sich nur auf, so oft ihm jemand begegnete, dem er die Neuigkeit brühwarm mittheilen konnte. Wie er den alten

Carr durch seine Erzählung elektrisirte, wissen wir bereits.

Von dem alten Carr ging der junge Mann, der Hart hieß, nach Edward Hughes Hause und dort fand er die älteste Schwester in Thränen schwimmend und den Bruder in voller Wuth im Zimmer auf und ab rennend, wie er später erzählte. Das junge Mädchen war bereits vermißt worden wie es schien; einer der Leute, denen Hart die Geschichte sogleich erzählt, hatte sich beeilt, sie den Geschwistern zu hinterbringen.

„Warum reisen Sie ihr nicht nach?" fragte Hart. „Ich würde ihr bis ans Ende der Welt nachreisen; und ich würde ihn zur Rechenschaft ziehen, das weiß ich."

Ja, er hatte gut sprechen; aber damals gab es noch keine Telegraphen, und eine Eisenbahn von London nach Westerbury existirte gleichfalls noch nicht. Robert Carr und das junge Mädchen mußten bereits die Hälfte des Weges nach London zurückgelegt haben; und vor Abend gab es keine Gelegenheit, ihnen nachzureisen.

„Es nützt zu nichts!" sagte Edward Hughes finster; „sie haben bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen. Lassen wir sie gehen, das undankbare Kind! Wie sie sich gebettet hat, so wird sie liegen."

Als Mary Hughes wieder nach Herrn Arkell's Hause zurückkehrte, konnte sie vor Schluchzen nicht sprechen. Endlich erzählte sie: „Meine Schwester sagt, sie will einen Eid darauf ablegen, wenn es nöthig ist, daß Martha Ann fünfundzwanzig Minuten nach acht Uhr noch zu Hause gewesen ist. Sie war oben und Sophie rief ihr etwas zu, und Martha Ann antwortete. Gleich darauf muß sie sich fortgestohlen haben; sie — sie —" das Mädchen konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

Triny's Augen standen voll Thränen. „Ist Ihre Schwester sehr außer sich?" fragte sie.

„O Triny!" rief Mary, denn die Frage kam ihr wie bitterer Hohn vor. „Ich bin fest überzeugt, es ist ein Nagel zu Sophie's Sarge. Warum mußte es sich doch so unglücklich treffen, daß ich heute so früh ausging; vielleicht wäre es ihr sonst nicht gelungen, fortzukommen."

Triny seufzte. Sie wußte keine Trostesworte zu finden.

„Ich war immer gegen den Umgang", begann Mary wieder, von Thränen und Schluchzen unterbrochen. „Sophie weiß, daß ich dagegen war. Ich sagte immer, es sei eine ungleiche Parthie, selbst wenn Robert Carr sie zu seiner Frau machen wolle. Ich

würde dem Umgang ein Ende gemacht haben, wenn ich etwas zu sagen gehabt hätte; aber ich kann gegen Sophie nicht aufkommen. Und nun ist natürlich Alles vorbei, nnd Martha Ann ist verloren; und es wäre viel besser, sie wäre nie geboren."

Von den Flüchtigen hörte und sah man weiter nichts. Sie verweilten nur kurze Zeit in London und gingen dann, wie es hieß, nach Holland.

Diejenigen, welche sich für Martha Ann interessirten, hofften, daß Robert Carr sich in Londen habe mit ihr trauen lassen; aber es war durchaus keine Veranlassung, dies zu glauben. Ja, nach einigen Umständen zu schließen, welche später verlauteten, war es sogar offenbar, daß er es nicht gethan habe. Westerbury kam allmälig wieder in's Gleichgewicht; aber es giebt Leute dort, welche bis auf den heutigen Tag glauben, daß William Arkell um die Flucht gewußt habe.

Elftes Kapitel.

Ein unseliges Mißverständniß.

Die Zeit verging; es war März geworden und noch immer zögerte Charlotte Travice mit der Abreise. Schon seit einiger Zeit waren Herr und Frau Arkell zu der Ansicht gekommen, daß ihr Besuch jetzt lange genug gewährt habe; aber sie waren von Natur so liebenswürdig, daß sie nicht nur Charlotte dies nie fühlen ließen, sondern es auch nicht gegen einander äußerten. Man behandelte sie mit stets gleicher Zuvorkommenheit, und sie schien durchaus keine Lust zu haben, ihren Aufenthalt zu beendigen.

Eines Nachmittags, als Mildred einige Besorgungen gemacht hatte, redete ihre Mutter sie, bevor sie noch ganz in die Thür getreten war, also an:

„Wo bist Du so lange geblieben, Kind?“

„Bin ich lange fort gewesen?“ fragte Mildred. „Ich mußte nach drei Läden gehen, bevor ich das rechte Band finden konnte. Mary Pembroke traf ich auch, und sie begleitete mich; aber ich bin trotzdem sehr rasch gegangen.“

„Die Uhr ist fünf vorbei.“

„Ja, eben hat sie geschlagen. Aber ich bin auch erst um vier Uhr fortgegangen, Mutter.“

„Nun, dann ist wohl nur meine Ungeduld schuld, daß es mir so lang vorgekommen“, meinte Frau Dan. „Setze Dich, Mildred; ich habe mit Dir zu sprechen. Deine Tante ist hier gewesen.“

„So?“ fragte Mildred ziemlich gleichgültig, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ.

„Sie kam, um mit mir von der Zukunft zu sprechen, Mildred. Ich war froh, daß Du aus warst, mein Kind; denn unsere Unterredung war sehr vertraulicher Art.“

„Ueber ihre Zukunft, Mama?“ fragte Mildred, die sanften, dunklen Augen zu ihr aufschlagend.

„Ueber ihre?“ wiederholte Frau Dan. „Nein, mein Kind; sie wie ich werden bald keine Zukunft mehr vor uns haben; obgleich sie wohl noch zehn Jahre jünger ist als ich. Sie kam, um über Dich zu sprechen, Mildred.“

Dies Mal antwortete Mildred nicht, aber eine leise Röthe stieg ihr in die Wangen.

„Deine Tante hält sehr viel auf Dich, Mildred.“

„Ja, das weiß ich“, sagte Mildred, beinahe verlegen; und ihre Mutter machte eine Pause, bevor sie fortfuhr:

„Mir scheint, mein Kind, Du mußt es bemerkt haben, daß wir Alle schon lange gewünscht, Du und William möchten ein Paar werden.“

Diese Ankündigung hätte vielleicht etwas weniger plötzlich geschehen können. Jedenfalls verwandelte sie die Röthe auf Mildred's Wangen in tiefe Purpurgluth.

„Deine Tante hat bis heute nie mit mir über die Sache gesprochen; aber daß sie daran dachte, habe ich immer gewußt, und ich sah es deutlich, wie es kommen mußte.“

Mildred antwortete nicht. Sie löste die Bänder ihres Hutes und fing an, damit zu spielen.

Frau Dan fuhr fort: „Aber obgleich ich wußte, daß sie es wünschten, obgleich ich sah, wie William Dich täglich aufsuchte, rührte ich doch keinen Finger, um die Sache zu betreiben. Du mußt es wissen, Mildred, daß ich das nie gethan habe. In einer Beziehung bist Du nämlich keine ebenbürtige Gefährtin für William —“

Frau Dan hielt einen Augenblick inne; Mildred sah sie so schmerzlich fragend und erschrocken an.

„Mißverstehe mich nicht, meine Liebe. An Rang und Stand seid Ihr Euch gleich; denn Ihr stammt aus einer Familie; aber William ist reich und besitzt viele Talente; Du besitzest weder das Eine noch das Andere. In dieser Beziehung also bist Du nicht seines Gleichen; und es ist kein Zweifel, daß William ganz andere Ansprüche machen könnte, wenn er wollte. Es mag sein, daß diese Bedenken mich zurückgehalten und mich veranlaßt haben, mich neutral zu halten; aber ich habe — wie ich Deiner Tante auch soeben versicherte — keinen Finger gerührt, um die Sache zu befördern."

Das wußte Mildred.

„Die Klatschbasen werden natürlich über mich herfallen und behaupten, ich habe nach meinem liebenswürdigen Neffen geangelt; aber mein Gewissen ist rein, und Deine Tante weiß das. Sie kam aus eigenem Antriebe, ich habe sie nicht herbeigezogen, und ich bin fest überzeugt, Mildred, auch Du hast nichts gethan, um Deinen Vetter zu gewinnen."

„Nein, gewiß nicht!" betheuerte sie eifrig.

„Kein Kind von mir, hoffe ich, ist zu einer solchen gemeinen Handlungsweise fähig, welchen Preis es

auch immer gälte! — Als ich Deiner Tante das soeben versicherte, lachte sie über den Ernst, womit ich es sagte und entgegnete mir, ich habe nicht nöthig, Dich zu vertheidigen; sie kenne Dich ebenso gut wie ich."

Mildred's Herz schlug ein wenig schneller, als sie dies hörte; sie fühlte, man ließ ihr nur Gerechtigkeit widerfahren.

„Aber so ruhig und zurückhaltend Du Dich auch stets benommen hast, Mildred", begann die Mutter wieder, „so ist Deine Tante doch zu dem Schlusse gekommen, daß der Vorschlag, den sie heute machte, Dir nicht unangenehm sein werde. Ich gab ihr darin Recht und sagte: das sei auch meine Ueberzeugung. Und das kann ich Dir sagen, Mildred, einen besseren und liebenswürdigeren jungen Mann als William Arkell gibt es nicht in ganz Westerbury."

Mildred stimmte diesem Ausspruch in ihrem Herzen vollständig bei; aber sie war begierig zu erfahren, worin der Vorschlag bestände.

„Du bist so schweigsam, Kind? Hast Du etwas dagegen einzuwenden, William's Frau zu werden?"

„Ja", erwiderte Mildred, der plötzlich seine Vertraulichkeit mit Charlotte Travice einfiel — „ich habe etwas dagegen einzuwenden, so lange er mich nicht gefragt hat."

„Aber er hat seine Mutter gebeten, Dich zu fragen, und das kommt doch auf eins heraus.“

Alle ihre Pulse schlugen — ihr ganzes Wesen befand sich in fieberhafter Aufregung — kaum vermochte Mildred das Wort hervorzustammeln: „Mich?“

„Er sprach heute nach Tische mit ihr darüber — habe ich das nicht gleich gesagt? — Nachdem sein Vater in die Fabrik gegangen, blieb er bei seiner Mutter und setzte ihr seine Pläne und Wünsche auseinander. Er fing damit an, daß er sagte, er fände, er sei jetzt alt genug zum Heirathen, und je eher es geschähe, desto besser.“

„Ist das wahr?“ fragte Mildred.

„Ob das wahr ist?“ wiederholte die alte Dame beleidigt. „Glaubst Du, Deine Tante würde mit einem solchen Auftrage zu uns kommen, um sich über uns lustig zu machen. Ob es wahr ist? William sagt, er liebt Dich über Alles.“

Mildred eilte plötzlich aus dem Zimmer. Sie konnte es nicht einmal ertragen, ihre Mutter Zeugin der Aufregung sein zu lassen, welche nahe daran war, sie zu überwältigen. Bis heute hatte sie nie gewagt, es sich klar zu machen, wie innig, wie leidenschaftlich sie ihren Vetter liebe — wie ihr das Leben zur Einöde geworden sein würde, wenn die Sache ein anderes

Ende genommen. Sie begab sich in ihr Schlafgemach; sie vergrub ihr Gesicht in die Hände und fragte sich: wie sie Gott jemals genug dafür danken könne, daß er ihre halb unbewußten Wünsche, die mit jeder Fiber ihres Herzens verwachsen waren, erfüllt habe.

Der Eintritt ihrer Mutter weckte sie aus ihrem Sinnen.

„Warum liefst Du so schnell fort, Mildred? Ich wollte Dir noch sagen, daß Deine Tante uns zum Thee erwartet. Peter wird uns nachkommen."

„Ich möchte heute Abend lieber nicht ausgehen, Mama", bemerkte Mildred, die ganz außerordentlich aufgeregt war.

„Ich habe es Deiner Tante versprochen, und sie erwartet uns", lautete die entschiedene Antwort. „Was ist's mit Dir, Mildred? Kommt Dir meine Mittheilung wirklich so unerwartet? Ist es Dir nie eingefallen, daß William Dich wahrscheinlich zu seiner Frau wählen würde?"

„Ich habe es in der letzten Zeit für wahrscheinlicher gehalten, daß er Charlotte Travice wählen würde", sagte sie, in der Aufregung die Wahrheit verrathend.

„Er sollte dieses flüchtige, putzsüchtige Mädchen heirathen!" entgegnete Frau Dan vor Ueberraschung beinahe athemlos. „Charlotte Travice mag recht ange-

nehm als Gast sein — heute hier und morgen anderswo; aber sie ist keine passende Frau für einen gesetzten jungen Mann wie William Arkell, den einzigen Sohn des reichsten Fabrikbesitzers in Westerbury. Du mußt einen schönen Begriff von der Ehe haben!“

Mildred fing an zu denken, die Mutter müsse Recht haben.

„Ich werde nicht zwei Minuten gebrauchen, um meinen Shawl umzubinden; ein anderes Kleid ziehe ich nicht an“, fuhr Frau Dan fort. „Du kannst Dich aber noch umziehen, wenn Du willst; aber mache schnell, denn ihre Theestunde ist schon vorüber.“

Mildred war von Jugend auf an unbedingten Gehorsam gewöhnt, und daher sagte sie nichts mehr. Der Gedanke aber wollte ihr nicht aus dem Sinn, daß es passender gewesen sei, wenn William sie heute Abend aufgesucht hätte, als daß sie ihn besuchen sollte; und ebenso wünschte sie, er hätte ihr einen Wink gegeben, bevor er mit irgend einem Menschen von der Sache gesprochen. Aber alle diese Bedenken schwanden vor dem überströmenden Glück, das ihr ganzes Wesen durchfluthete. Als sie die Straße neben ihrer Mutter hinabging, war das goldene Abendlicht nicht strahlender als das Licht in Mildred's Herzen.

„Ich kann gar nicht begreifen, Mildred, wie es

Dir nur im Traum einfallen konnte, zu denken, Charlotte Travice sei eine passende Frau für William", bemerkte Frau Dan, welcher diese Aeußerung noch nicht aus dem Kopf wollte. „Du hättest William wohl auch ein wenig mehr Verstand zutrauen können! Ich mag sie nicht leiden. Anfänglich freilich, da gefiel sie mir; aber sie gehört nicht zu den Leuten, die bei näherer Bekanntschaft gewinnen; und es kommt mir vor, als wenn Dein Onkel und Deine Tante derselben Ansicht wären. Deine Tante wenigstens äußerte etwas derartiges heute Nachmittag. Sie sprach auch davon, daß Charlotte Deine Brautjungfer sein solle."

„Meine Brautjungfer!" wiederholte Mildred mit offenbarem Unbehagen.

„Deine Tante sagte, sie könne wohl nicht anders als Charlotte auffordern zu bleiben, um Deine Brautjungfer zu sein. Sie meinte auch, ihr Besuch würde dadurch nicht sehr verlängert werden, denn William schiene die Zeit nicht abwarten zu können, die Hochzeit zu feiern, nachdem er zum Entschluß gekommen. Es kann Dir doch ganz einerlei sein, Mildred, was Du für eine Brautjungfer hast."

Ja, was kam darauf an! Mildred's Glück war zu groß, um dadurch oder durch sonst irgend etwas beirrt zu werden.

Ihre Tante küßte sie zu wiederholten Malen, als sie eintraten und drückte ihr herzlich die Hand. Im nächsten Augenblick that William dasselbe; aber nach seiner gewöhnlichen Art und indem er leichthin fragte: „Nun, wie geht's, Mildred? Du kommst spät."

Weder durch Wort, noch Ton, noch Blick schien er auf das Vorgefallene anzuspielen. Im ersten Augenblick fühlte Mildred sich durch seine äußerliche Gleichgültigkeit erleichtert; aber im nächsten sann sie darüber nach: ob er ihre Einwilligung als eine so ausgemachte Sache betrachte, daß es ihm nicht der Mühe werth sei, sie darum zu bitten?

Nachdem sie Thee getrunken und Licht angezündet, setzten Herr und Frau Arkell sich mit ihrer Schwägerin hin, um einer Partie Cribbage, das einzige Kartenspiel, welches die Drei trieben, zu spielen.

„Wer will der Vierte sein?" fragte Herr Arkell, indem er über seine Brille hinwegsah. „Du, Mildred?"

Es war in der letzten Zeit Mildred's Loos gewesen, die Vierte von der Partie zu sein; denn Fräulein Travice hielt sich davon zurück, und William spielte nie, wenn er nicht mußte; aber heute Abend zögerte Mildred einen Augenblick und ehe sie sich besinnen konnte, eilte Fräulein Travice hinzu.

„Ich will heute Abend mit Ihnen spielen, lieber Herr Arkell.“

„Sie weiß darum, und will uns deshalb uns selbst überlassen“, dachte Mildred. „Wie freundlich von ihr! Ich habe sie am Ende falsch beurtheilt.“

„Mildred“, begann William, indem er leise, in vertraulichem Ton zu ihr sprach, „ist meine Mutter heute Nachmittag bei Euch gewesen?“

Mildred sah vor sich nieder und spielte mit ihrer hübschen, goldenen Halskette, welche William ihr an ihrem letzten Geburtstage geschenkt hatte.

„Ich glaube es; ich war aus.“

William's Gesicht verlängerte sich.

„Dann hast Du wohl noch nichts gehört? Ich glaubte, sie hätte es Euch erzählt. Sie war so lange fort.“

„Mama sagte — Tante George hätte — hätte mit ihr gesprochen“, entgegnete Mildred, die nicht recht wußte, wie sie es anfangen sollte, das Zugeständniß zu machen.

William sah ihre Verwirrung und begriff sie.

„O Mildred, Du bist schlau und willst nicht eingestehen, daß Du Alles weißt!“ rief er, indem er halb zärtlich, halb scherzend ihre Hand ergriff und in der seinen behielt.

Sie konnte ihm nicht antworten, aber ihre Wange strahlte in höherem Roth, als sie verwirrt die Augen zu Boden senkte, und William Arkell sah sie liebevoll an und dachte, seine Cousine habe noch nie so schön ausgesehen. Als Mildred aufsah, begegnete sie seinen liebevoll bewundernden Blicken.

„Deine Wange verräth Dich, liebe Cousine", flüsterte er; „ich sehe, Du weißt Alles. Findest Du es nicht an der Zeit, daß ich mich verheirathe?"

Statt zu antworten, lächelte Mildred nur.

„Wie gefällt Dir meine Wahl?"

„Die Leute werden sagen, Du hättest eine bessere Partie machen können."

„Das ist mir höchst gleichgültig", rief William heftig, „ich kann frei wählen, und ich will es. Ich werde mir keine Frau nach anderer Leute Geschmack nehmen! Was geht das Anderen an?"

Mildred war dieser Ausbruch unerklärlich; aber sie sah ein, ihr Vetter mußte von irgend einer Seite Widerspruch erwartet haben, sonst hätte er nicht in so gereiztem Tone sprechen können. Sie blickte ihn daher fragend an.

„Ich bin reich genug, wie Du weißt, Mildred", fuhr er ruhiger fort, „und ich brauche deshalb nicht darauf zu sehen, ob meine Frau Vermögen hat."

„Das ist wahr“, murmelte Mildred.

„Ich möchte wohl wissen, ob sie es meinem Vater schon mitgetheilt hat“, nahm William nach einer Weile das Gespräch wieder auf, indem er seiner Mutter, die am Kartentische saß, zunickte. „Ich glaube es nicht; er scheint ganz wie gewöhnlich. Sie wird wohl heute Abend eine Gardinenpredigt daraus machen, will ich wetten.“

Mildred warf ihrem Onkel einen verstohlenen Blick zu. Er war in seine Karten vertieft, und hatte die Brille in die Höhe geschoben, so daß sie auf der hohen Stirne saß.

„Weißt Du, Mildred“, begann er nach einer Weile wieder, „ich scheute mich halb davor, mit der Sprache herauszurücken. Ich —“

„Aber warum?“ unterbrach Mildred ihn schüchtern.

„Ja, das weiß ich selbst nicht recht. Alles, was ich weiß, ist, daß das Gefühl da war. Ich fürchtete Einwände, besonders von Seiten meiner Mutter; warum weiß ich nicht, wie schon gesagt. Nie in meinem Leben noch war ich so überrascht, als da sie mir sagte, meine Wahl mache sie sehr glücklich — sie habe diese Verbindung lange gewünscht. Ich bin aber noch nicht sicher, ob mein Vater sie auch gutheißen wird, mußt Du wissen.“

„Er wird vielleicht den Mangel an Vermögen beklagen“, flüsterte Mildred; „es ist dies nur natürlich; und —“

„Es ist nicht natürlich“, entgegnete William gereizt. „In Wirklichkeit läßt sich nichts Vernünftiges gegen die Verbindung einwenden, und ich bin überzeugt, Mildred, daß dies auch Deine Ansicht ist.“

„Und doch hast Du soeben eingestanden, daß Du Dich davor scheutest, mit der Sprache herauszurücken?“

„Ja, weil Väter und Mütter immer so viele Ansprüche machen. Jede Krähe findet, daß ihr Junges etwas ganz Besonderes ist, und manche Mutter, die nur einen einzigen Sohn besitzt, hält dafür, daß er würdig wäre, eine Prinzessin aus königlichem Geblüt zu heirathen. Ich muß Dir bekennen, Mildred, ich hatte eine wahre Angst davor, meiner Mutter die Sache mitzutheilen — obgleich Dir dies Geständniß gewiß sehr thöricht vorkommt. Einmal dachte ich sogar daran, ich wolle zuerst mit Dir sprechen und Dich dann bitten, es der Mutter zu sagen. Ich dachte von Dir würde sie es besser aufnehmen als von mir.“

Mildred dachte bei sich, das wäre eine neue Mode gewesen, aber sie sagte nichts. Ihr Vetter fuhr fort: „In vier Wochen ungefähr muß die Hochzeit sein, das habe ich meiner Mutter bereits gesagt. Ich habe ein

reizendes, kleines Haus besehen, welches gerade für uns passen wird, und — —"

„Da hättest Du mich aber doch erst um Rath fragen sollen, William."

„Warum? Dir kann es doch ganz einerlei sein."

Mildred sah ihren Vetter an; er kam ihr so sonderbar vor.

„Wozu ist es aber nöthig, sich mit der Hochzeit so zu beeilen?" fragte sie. „Von anderen Bedenken gar nicht zu sprechen, so werden die Vorbereitungen doch jedenfalls mehr Zeit erfordern."

„Durchaus nicht", behauptete William, der gewohnt war, seinen Willen in den meisten Fällen durchzusetzen. „Du wirst doch der Vorbereitungen wegen keinen Aufschub verlangen, Mildred. Du brauchst doch nichts weiter als einen Hut und ein Kleid; und meine Mutter wird ebenso gut für Dich wie für Charlotte sorgen. Ist es nothwendig, daß Braut und Brautjungfer denselben Anzug haben?"

„Wer hat die Brautjungfer bestimmt?" fragte Mildred. „Hast Du es gethan?"

„Charlotte; aber noch ist nichts abgemacht; ich sagte meiner Mutter so wenig wie möglich. Später können wir das Nähere besprechen."

„In Bezug auf die Brautjungfer wollte ich nur

bemerken, daß Mary Pembroke immer versprochen worden ist —"

„Nein, Mildred, das will ich nicht haben — auf meiner Hochzeit soll keine von Pembroke's Töchtern eine hervorragende Rolle spielen", fiel William ihr ins Wort. „Was Du und meine Mutter an diesen Mädchen finden können, ist mir unbegreiflich. Wenn Du nicht etwas Besonderes dagegen hast, so laß es so bleiben, wie Charlotte bestimmt hat."

„Ich finde, Charlotte maßt sich mehr an, als wozu sie ein Recht hat", entgegnete Mildred, indem ihre Gereiztheit gegen Fräulein Travice die Oberhand gewann.

„Ich will ihr das wieder sagen, Mildred, wenn Du nichts dagegen hast", lachte William. „Aber wenn ich recht darüber nachdenke, so war es nicht Charlotte, sondern meine Mutter, welche —"

„Herr Peter Arkell."

Es war Triny, welche ihn meldete und William's Rede, welche vielleicht zu Aufklärungen hätte führen können, auf diese Weise unterbrach.

Peter trat in seiner gewöhnlichen, unbeholfenen Manier näher und wurde sogleich an den Kartentisch berufen, weil Fräulein Travice sich nicht auf das Spiel verstand.

Während Peter sich niedersetzte, erklärte er, wie sein frühes Kommen dadurch herbeigeführt sei, daß er heute nur eine Stunde bei Arthur Dewsbury gewesen, weil derselbe in Gesellschaft gehen wolle.

Charlotte Travice setzte sich an's Piano und William holte seine Flöte. Süße Musik! — aber Mildred hörte heute nur Mißklänge, denn William ließ sich so ganz davon gefangennehmen, daß er Mildred darüber vernachlässigte. Ab und an schien ihm freilich plötzlich einzufallen, daß Mildred hinter ihm saß und dann wandte er sich nach ihr um, ein Wort mit ihr zu sprechen; aber mit Charlotte sprach er nur in leisem Flüsterton.

„Es ist nicht recht", sprach sie bei sich in ihrem tiefen Schmerze; „wenigstens heute Abend müßte er es nicht thun. Wenn sie nur noch vor der Hochzeit nach London zurückkehren wollte!"

Das Abendessen wurde aufgetragen, und dann ließen Frau Dan und Mildred sich ihre Hüte bringen.

„Wie herrlich ist der Abend!" rief Peter, der schon vor der Hausthür stand und wartete.

„Du hast Recht!" sagte William hinausblickend. „Ich glaube, ich will noch einen Spaziergang mit Euch machen. Die Sterne winken so freundlich. Was sagst Du dazu, Mildred, soll ich mitgehen?"

„Ja“, flüsterte sie leise; denn sie glaubte, daß er an sie, nicht an die Sterne dächte.

Frau Dan aber zögerte noch; denn ihre Schwägerin hatte sie in den Hintergrund des Flurs gezogen.

„Hast Du mit ihr gesprochen, Betty?“

„Ich sagte ihr Alles, so bald sie nach Hause kam; daher kamen wir so spät.“

„Nun; und sie hat nichts gegen William einzuwenden?“

„Nein, gewiß nicht. Ich will Dir im Vertrauen sagen, daß ich an Mildred's Aufregung bemerkt habe, wie sie William schon lange geliebt haben muß; und die Wahrheit zu sagen, ich habe es auch längst geahnt.“

Frau Arkell nickte zufrieden. „Ich habe sie heute Abend beobachtet, als sie mit ihm allein abseits saß, und ihre Liebe stand auf ihrem Antlitz zu lesen, wenn je so etwas auf dem Gesichte steht. Ja, ja; es ist Alles in Ordnung; ich dachte mir wohl, ich könne mich in Mildred nicht irren.“

„Tante, willst Du heute Abend gehen oder bis morgen hier bleiben?“ rief William.

„Ich komme schon, mein Lieber“, antwortete sie, und näher tretend, ergriff sie ihres Sohnes Arm. William folgte den Beiden mit Mildred.

„Höre, Mildred, ich bitte Dich, gehe morgen nicht in der ganzen Stadt umher, um unsere Verlobung zu verkündigen“, begann William die Unterhaltung; „vor allen Dingen sprich nicht mit den Pembroke's darüber.“

„Wie kannst Du nur so etwas von mir denken, William?“ fragte sie schmerzlich betroffen.

„Nun, nun, alle jungen Mädchen plaudern gern, besonders über einen Gegenstand wie diesen.“

„Ich glaube kaum, daß Du mir den Vorwurf machen kannst, ich habe jemals über etwas gesprochen, worüber ich nicht sprechen sollte“, antwortete Mildred ruhig.

„Nein, Mildred, das hast Du meines Wissens auch nicht. Aber nicht alle jungen Mädchen sind so besonnen und verständig wie Du; und doch dachte ich, es könne nicht schaden, Dich zu warnen.“

„William, ich weiß heute Abend nicht, was ich von Dir denken soll. Wie kannst Du es nur für nöthig halten, mir eine solche Warnung zu ertheilen!“

Er pfiff eine Melodie und antwortete nicht. Es war ein Vers aus „Robin Adair“, Charlotte's Lieblingsliede. Als er geendet, entgegnete er —

„Wie klar die Sterne heute Abend scheinen! Ich glaube, wir werden Frost bekommen.“

So unerfahren Mildred in diesem Punkte auch

war, so fühlte sie doch, daß diese Unterhaltung für einen Liebhaber höchst ungewöhnlich war. Während sie noch darüber sann, begann er auf's Neue zu flöten — dieses Mal eine andere Melodie.

Mildred sah ihn an. Er blickte zu den Sternen empor, klar konnte sie sein Gesicht beim Schein des Mondes erkennen. Er dachte offenbar mehr an die Sterne als an sie. Sie blickte schweigend vor sich nieder.

„Du billigst also meine Wahl?“ begann er nach einer Weile wieder.

„Was für eine Wahl?“ fragte sie.

„Was für eine Wahl? Wie Du nur so fragen kannst! Meine Wahl einer Frau!“

„Wie kannst Du nur so mit meinen Gefühlen spielen!“ sagte sie, indem die Thränen ihr aus den Augen stürzten.

„Ich spiele nicht damit, so viel ich weiß. Was meinst Du nur damit, Mildred? Fängst Du an, an Einbildungen zu leiden.“

Sie getraute sich nicht zu antworten; und William fing wieder an zu flöten.

„Ich schlug vor, daß wir in London Hochzeit geben sollten“, sagte er, als die Melodie glücklich zu

Ende war. „Ich dachte, es würde ihr angenehm sein; aber sie sagt, sie will es lieber nicht.“

„Wer?“ fragte Mildred erstaunt.

„Charlotte. — Aber dann könntest Du wohl nicht Brautjungfer sein!“

„Ich — Brautjungfer!“ rief Mildred und alles Blut stieg ihr zu Kopfe, als eine Ahnung der schrecklichen Wahrheit in ihr aufdämmerte. „Wessen Brautjungfer?“

William Arkell, der kein Wort verstand, beugte sich zu ihr nieder.

„Träumest Du, Mildred?“

„Was meinst Du! Wen willst Du heirathen?“ fragte sie.

„Nun, von wem haben wir denn den ganzen Abend gesprochen? Was hat meine Mutter Euch heute erzählt? Was ist's nur mit Dir, Mildred? Du scheinst wirklich zu träumen.“

„Ich fürchte, wir haben uns gegenseitig mißverstanden“, stieß Mildred in ihrer Qual hervor. „Aber sage mir: wen willst Du heirathen?“

„Charlotte Travice? Wen sonst?“

Sie bogen gerade um die Ecke; die alten Ulmen im Garten des Dechanten ragten zum Himmel empor, und Mildred's Haus lag dicht davor. Aber ehe sie es

noch erreichen konnten, fühlte William, wie Mildred immer schwerer an seinem Arme hing.

O, welche Mühe gab sie sich nicht den Schmerz zu bekämpfen — mit dem wird sie noch lange, lange zu kämpfen haben — sondern damit, ihn zu verbergen. Alles vergebens! William beugte sich zu ihr nieder, um ihr in's Gesicht zu sehen — man trug damals große Hüte — und er sah, daß sie bleich wie der Tod und im Begriff war, das Bewußtsein zu verlieren.

„Mildred, meine Liebe, was fehlt Dir?" fragte er liebreich. „Bist Du krank?"

Sie hatte ein Gefühl, als ginge es zum Sterben; aber zu antworten vermochte sie nicht. William schlang den Arm um sie, um zu verhüten, daß sie falle; und es war noch eben zur rechten Zeit. Sie fiel in Ohnmacht. Erschrocken rief er: „Peter, Tante! kommt her! Mildred ist unwohl."

„Was kann nur schuld daran sein?" rief Peter ganz benommen. „Sie ist in ihrem ganzen Leben noch nicht in Ohnmacht gefallen."

„Die Rahmtorte muß schuld daran sein", erklärte Frau Dan. „Ich habe es Mildred schon so oft gesagt, daß solch' schweres Backwerk am Abend ein wahres Gift ist."

Das also war das Ende ihrer Träume!

Die ganze Nacht lag Mildred wachend auf ihrem Bette. Für sie gab es keinen Schlaf, keine Ruhe, keine Hoffnung. Die vollständigste Trostlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt.

Siebentes Kapitel.

Ein verwundetes Herz.

Mildred Arkell war trotz ihres tiefen Schmerzes besonnen genug, einzusehen, daß entweder ihre Mutter oder ihre Tante schuld an dem Mißverständnisse sein müsse, und daß William erklärt habe, er wünsche Charlotte Travice zu heirathen und nicht sie. Es würde ihr eine schwere Aufgabe zufallen, die nämlich: sich zu verstellen.

Ihre theuersten Gefühle, ihre bittere Kränkung, ihre Schmerzensseufzer mußten der Welt ein Geheimniß bleiben; und sie flehte zu Gott, ihr Kraft zu geben, die Last zu tragen ohne zu klagen. Das Schwerste würde sein, ihrer Mutter die Täuschung zu benehmen; aber geschehen mußte es und zwar in einer Weise, um

ihr alle Besorgniß zu nehmen, als gräme Mildred sich um die Wendung, welche die Dinge genommen.

Die Rahmtorte kam ihr dabei zu Hülfe — Frau Dan einfältig und arglos wie der Tag würde die Ohnmacht nur diesem Umstande zuschreiben, wenn Mildred selbst es that.

Wir wollen hier gleich bemerken, daß es Frau George Arkell war, welche das unselige Mißverständniß herbeigeführt hatte. Sie war so ganz von dem Gedanken und von der Hoffnung erfüllt, daß ihr Sohn Mildred eines Tages zu seiner Frau machen würde, daß sie verzeihlicher Weise in diesen Irrthum verfiel, als William ihr etwas unklar seine Wünsche und Pläne auseinandersetzte. Vielleicht lag die Schuld auch an William; denn er fürchtete, wie wir gesehen haben, Widerspruch von Seiten seiner Mutter, und ging daher rasch über die Sache hinweg.

Frau Arkell dahingegen nahm seine Mittheilung mit Entzücken auf, weil sie glaubte, daß sie sich auf Mildred beziehe. Sie selbst sprach in froher Erwartung der Zukunft sogleich von einer Brautjungfer. So kam es, daß von Mildred und Charlotte gesprochen und die Namen vertauscht wurden, ohne daß William eine Ahnung davon hatte.

William war an jenem Abend nach Hause ge-

kommen und hatte seine Eltern mit der Nachricht erschreckt, daß Mildred auf der Straße in Ohnmacht gefallen sei, als er sie nach Hause begleitet. Herrn und Frau Arkell, die Mildred wie eine Tochter liebten, that dies außerordentlich leid; Charlotte Travice saß ganz verblüfft dabei. „Meine Tante meinte, die Rahmtorte wäre schuld daran", bemerkte er; „aber ich glaube, das ist eine Einbildung — davon kann sie nicht ohnmächtig werden!"

„Es muß von der Aufregung gekommen sein, meine Liebe"; flüsterte Frau Arkell Charlotte zu, als sie ihr auf dem Flur gute Nacht wünschte. „Eine solche Mittheilung mußte sie nothwendig aufregen."

„Was für eine Mittheilung?" fragte Charlotte; denn Frau Arkell sprach, als müsse Charlotte ihre Anspielung verstehen.

„Wissen Sie es nicht? Ich dachte, William hätte es Ihnen wohl erzählt. Es ist von ihrer Verlobung die Rede. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten, Charlotte; morgen wollen wir weiter davon sprechen, heute Abend habe ich noch mit meinem Manne zu reden."

Charlotte ging nach oben; sie konnte nicht klug aus der Sache werden, wie sie selbst sagte. Frau Arkell kehrte in's Wohnzimmer zurück und bat ihren

Mann, der schon mit dem Lichte in der Hand zum Zubettegehen bereit stand — sich noch einige Augenblicke zu ihr zu setzen, da sie ihm etwas mitzutheilen habe.

Die Aufklärung konnte natürlich nicht lange ausbleiben. — Beim Frühstück am nächsten Morgen ward noch nicht über die Sache gesprochen; aber in der Fabrik angekommen, nahm Herr Arkell seinen Sohn mit sich in sein Privatzimmer, setzte sich dort vor seinem Pulte nieder und öffnete einen Brief, bevor er zu sprechen begann. William stand unterdessen ziemlich aufgeregt vor dem Kamin.

„Also Du willst Dir eine Frau aufladen, wie ich höre", sagte Herr Arkell endlich; „glaubst Du nicht, es wäre besser gewesen noch ein wenig zu warten."

„Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, Vater", entgegnete William, indem er sich hoch aufrichtete, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. „Und Du hast oft gesagt, Du wolltest, ich verheirathete mich —"

„Bevor ich stürbe. Ganz recht, Du abscheulicher Mensch. Aber Du hoffst doch wohl nicht, daß ich jetzt schon sterben soll?"

„Der Himmel verhüte es!" erwiderte William mit Inbrunst.

„Nun", fuhr der gute Mann fort — William

hatte längst an dem vergnügten Augenzwinkern des Alten bemerkt, daß er zufrieden mit seinem Vorsatze sei — „ich muß gestehen, Du hast eine gute Wahl getroffen. Daß sie kein Vermögen hat, muß ich übersehen."

„Wir haben ein so einträgliches Geschäft, und Du hast überdies Geld zurückgelegt, so daß ich wirklich nicht nöthig habe, mir eine reiche Frau zu suchen", bemerkte William.

„Das finde ich nun eigentlich nicht", entgegnete Herr Arkell mit Entschiedenheit. „Aber man kann eben nicht Alles haben, so glücklich sind jedenfalls nur Wenige. Sie ist eine gute, liebevolle Tochter gewesen, William, und wird sicherlich ein gutes Weib werden. Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wenn Ihr nicht mit einander verwandt wäret."

„Verwandt!" wiederholte William.

„Denn ich theile das allgemeine Vorurtheil gegen eine Verbindung zwischen nahen Verwandten. Aber ich werde Euch deshalb meine Einwilligung nicht versagen; denn ich will Dir nur aufrichtig gestehen, ich habe lange geahnt, wohin der vertraute Umgang führen würde. Deine Mutter sagt, es ist seit Jahren ihr Lieblingswunsch gewesen."

William war ganz verwirrt. „Sie ist nicht meine Cousine!“ sagte er endlich.

„Wie?“ rief Herr Arkell, seine Brille in die Höhe schiebend, um seinen Sohn besser betrachten zu können — denn die Brille diente ihm nur beim Lesen und Schreiben — „verdreht der Gedanke an diese Heirath Dir den Kopf, mein Junge.“

„Ich weiß gar nicht, wovon Du sprichst“, entgegnete William, dem noch immer kein Licht aufging; „ich sage nur, sie ist nicht meine Cousine.“

„Nein, das ist doch zu arg — die Tochter meines Bruders Daniel ist nicht Deine Cousine? Was ist sie denn?“

„Sprichst Du von Mildred Arkell?“ fragte der junge Mann erstaunt. „Die will ich gar nicht heirathen. Mildred ist ein braves Mädchen, aber ich habe nie daran gedacht, sie zu meiner Frau zu machen. Ich will Charlotte Travice heirathen.“

„Charlotte Travice!“

Der veränderte Ton, der tiefe Schmerz, der darin lag, berührte William erkältend. Sein Vater sah ihn lange an, bevor er das Schweigen wieder brach.

„Wie bist Du dazu gekommen, Deiner Mutter gestern zu sagen, daß Du Mildred zur Frau begehrtest?“

„Das habe ich ihr nicht gesagt, Vater; ich habe von Charlotte gesprochen.“

Herr Arkell betrachtete seinen Sohn noch einmal lange, dann stand er auf, ging mit schnellen Schritten aus dem Zimmer über den Hof, geraden Weges nach dem Zimmer seiner Frau.

„Du würdest einen schönen Gesandten an einem fremden Hofe abgeben“, begann er; „Deine Vollmacht so zu mißbrauchen!“

Frau Arkell saß allein; ein Packet mit ungeflicktem Zeuge lag auf ihrem Schooße, und sie wünschte eben, Mildred möge kommen und ihr helfen, die Sachen zu ordnen. Ab und zu bekam sie nämlich den Einfall, daß sie selbst etwas thun müsse, und dann nähte sie ein paar Stiche.

Sie blickte von ihrer Arbeit auf und sah ihren Mann an, als er sie also in gereiztem Tone anredete. Er fuhr fort: „Du sagtest mir, William wünschte Mildred zu seiner Frau zu machen.“

„Das wünscht er auch.“

„Das wünscht er n i c h t;“ entgegnete Herr Arkell. „Er wünscht Deinen feinen Gast aus London, Fräulein Charlotte Travice, zu heirathen.“

Frau Arkell stand bestürzt auf; ohne sich darum

zu kümmern, daß ihre Arbeit zu Boden fiel. „Du irrst Dich!“ rief sie.

„Nein; Du bist diejenige, welche sich geirrt hat. William behauptet, er habe kein Wort von Mildred gesprochen, nie daran gedacht, sie zu seiner Frau zu wählen, er habe Charlotte Travice gemeint.“

„O Himmel! O Himmel!“ rief Frau Arkell, die ein Gefühl hatte, als solle sie in Ohnmacht fallen. „Ich hoffe, Du irrst Dich! Ich hoffe, die Sache wird sich aufklären.“

„Nie!“ entgegnete Herr Arkell in scharfem Tone. „Ich kann nur nicht begreifen, wie Du ihn so mißverstanden haben kannst, aus Charlotte Travice Mildred Arkell zu machen! Ich sage, wir haben das Mädchen zu lange hier behalten.“

Mit diesen Worten drehte er sich um und entfernte sich, weil er fühlte, daß er seiner selbst nicht mehr Herr war.

Frau Arkell hatte anfänglich ein Gefühl, als habe sie einen Schlag auf den Kopf bekommen, der sie betäubt. So bald sie aber die Fassung wiedergewonnen, schickte sie nach ihrem Sohne, um ihrem Verdrusse gegen ihn Luft zu machen.

„Wie bist Du dazu gekommen, mir gestern zu erzählen, Du wünschtest Mildred zu Deiner Frau?“

begann sie in so scharfem Tone, wie ihr Mann ihn nur je anwandte.

„Ich habe Dir nichts der Art gesagt; Du mußt mich mißverstanden haben, wie ich dem Vater bereits erklärt habe.“

„Du mußt es mir doch gesagt haben“, fuhr Frau Arkell fort. „Ich kann es mir doch nicht einbilden. Von Charlotte war gar keine Rede; ausgenommen — ja — ich glaube — ich sagte, sie könne Brautjungfer sein.“

„Ich verstand, daß Du sagtest: Mildred könne Brautjungfer sein“, entgegnete William. „Wirklich, Mutter, Du bist diejenige, welche sich geirrt.“

„Wir haben eine schöne Verwirrung angerichtet“, entgegnete Frau Arkell verdrießlich, als es ihr endlich einleuchtend war, daß sie es sei, die den Irrthum verschuldet; „Du hättest Dich auch wohl deutlicher ausdrücken können. Für wie einfältig müssen die Leute mich halten! — Weißt Du, was ich gestern gethan habe?“

„Nein.“

„Ich ging gleich, nachdem Du mit mir gesprochen, zu Deiner Tante und hielt um Mildred für Dich an.“

„Mutter!“

„Ja, das ist die Wahrheit; und eine so unange=

nehme Geschichte ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen."

„Mildred wird die Sache natürlich nur als einen Scherz aufnehmen?"

„Mildred nahm sie im Ernst auf. Warum auch nicht? Als sie gestern Abend hierherkam, that sie es in dem Gedanken, daß sie bald Deine Frau werden würde."

Sie standen und blickten sich an — Mutter und Sohn — ihre Gedanken flogen zurück zu dem vergangenen Abend. Was William so sonderbar vorgekommen war, ward ihm jetzt klar; die gegenseitigen Mißverständnisse, von denen Mildred gesprochen, und ihre Ohnmacht, als die Aufklärung kam. Er fing an zu fürchten, daß Mildred ihm ihre Liebe geschenkt.

Frau Arkell dachte dasselbe, und sie scheute sich nicht, es auszusprechen: „William, die Ohnmacht muß auf irgend eine Weise damit zusammenhängen. Es ist nicht Mildred's Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit ohnmächtig zu werden."

Er schwieg eine Weile. Da er viel auf Mildred hielt, hätte er ihr um die Welt nicht weh thun mögen; er hegte im Stillen den Wunsch, sich in zwei Theile zu theilen, um beiden Mädchen ritterlich je eine Hälfte zu widmen. Frau Arkell las ihm den Verdruß vom Gesicht ab.

„Was sollen wir dabei machen, William? Meine Schwägerin sagte mir, sie sei überzeugt, Mildred habe Dir im Stillen seit Jahren ihre Neigung geschenkt?“

Frau Arkell hätte vielleicht nicht so aufrichtig zu ihrem Sohne gesprochen, wenn sie nicht heimlich die Hoffnung genährt hätte, daß Mildred vielleicht noch trotz Allem seine Frau werden könne. William antwortete nicht; er strich sich mit der Hand über die Stirn; er rief sich die Scene von gestern Abend immer deutlicher ins Gedächtniß zurück; er war sehr verwirrt und betrübt, denn Mildred's Glück lag ihm am Herzen wie das einer Schwester. Je mehr er aber über die Sache nachdachte, um so weniger sah er ein, wie ers ändern sollte.

„Du mußt Mildred heirathen“, sagte Frau Arkell leise.

„Unmöglich!“ entgegnete er hastig. „Das kann ich nicht.“

„Aber ich machte ihrer Mutter in Deinem Namen den Antrag!“

„Und ich machte Charlotte meinen Antrag selbst.“

Es entstand eine verlegene, verdrießliche Pause. Frau Arkell, eine Frau von der ehrenhaftesten Gesinnung, begriff ebensowenig wie William, wie sie sich aus dieser Sache herausziehen sollten.

„Weißt Du, daß ich sie nicht leiden kann?“ sagte Frau Arkell mit halb erstickter Stimme. „Daß sie mir sogar unangenehm geworden ist? Und was soll aus Mildred werden?“

„Mildred wird es bald überwinden“, entgegnete er, indem er sich bemühte, die Sache ruhig und gleichgültig zu nehmen. „Sie ist ein außerordentlich verständiges Mädchen und wird sich darüber hinwegzusetzen wissen.“

Sonderbarer Weise gab seine Mutter ihm darin Recht, sobald der erste Verdruß überwunden war. Sie ging zu ihrer Schwägerin und theilte ihr mit, daß sie einen unglücklichen Irrthum begangen, für den sie nur um Verzeihung bitten könne. Frau Dan, eine nüchterne, höfliche alte Dame, die nie die Lärmtrommel schlug und sich nie in ihrem Leben mit irgend Jemand erzürnt hatte, sagte, sie hoffe, sie habe sich in Mildred's Gefühlen geirrt. Und als Frau George Arkell Mildred das nächste Mal sah, war ihr Benehmen so ruhig, so unverändert, ja beinahe gleichgültig, daß sie selbstgefällig Williams Ausspruch wiederholte: „Mildred wird sich darüber hinwegzusetzen wissen.“

Was kam darauf an, ob ein Herz verwundet worden war? Werden ihrer nicht täglich eine Menge verletzt, ohne daß die Welt ein Wort davon erfährt?

Die Welt ging denn auch in Westerbury ruhig ihres Weges weiter, ohne Rücksicht auf Mildred Arkell's Gefühle zu nehmen, und auch Mildred Arkell ging ruhig weiter und verrieth nicht, wie ihr zu Muthe war.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit begannen.

Wenn ein geliebter, einziger Sohn seinen Aeltern ankündigt, daß sein Herz gewählt habe, so kann er fast immer auf den Segen der Aeltern rechnen, wenn nicht sehr ernste Gründe gegen die Verbindung vorzubringen sind. Gegen Fräulein Travice lag nichts der Art vor, und sie verstand es, sich bei ihren künftigen Schwiegerältern so beliebt zu machen, daß dieselben beinahe ganz vergaßen, wie sehr sie sich Mildred als Schwiegertochter gewünscht hatten.

Das reizende kleine Haus, von dem William gesprochen, wurde gemiethet und möblirt, und Ende April sollte die Hochzeit im Hause der Schwiegerältern stattfinden.

Nur in einer Beziehung wich die Ausführung von dem Original-Programm ab — Mildred schlug es ab, Charlotte's Brautjungfer zu sein. Frau Arkell wunderte sich darüber. Der intime Umgang der beiden Familien war nicht unterbrochen worden; denn Mildred hatte sich selbst dazu verdammt, schweigend zu

dulden; und ihr Benehmen war so ruhig, so gelassen, daß Frau Arkell sich einbildete, sie habe sich gänzlich von dem Schlage erholt — wenn es überhaupt ein Schlag für sie gewesen sei.

Mildred entschuldigte ihre Weigerung mit dem schwachen Gesundheitszustande ihrer Mutter, der fortwährend im Zunehmen begriffen sei. Die Tante drang nicht weiter in sie, weil eine Ahnung der Wahrheit in ihr aufzudämmern begann.

„Deine Schwester muß jetzt auf jeden Fall kommen", sagte sie zu Charlotte.

Charlotte blickte schnell empor; vor Verdruß stieg ihr das Blut ins Gesicht. Sie hatte alle Anerbietungen Frau Arkell's, ihre Schwester zur Hochzeit einzuladen, alle Vorstellungen, daß es nicht hübsch und ziemlich sei, ihre einzige Schwester bei einer solchen Gelegenheit auszuschließen, beharrlich ignorirt, und bis dahin ihren Willen durchgesetzt. Jetzt aber war Frau Arkell fest entschlossen, auf ihrem Stücke zu bestehen.

„Betsey liebt es durchaus nicht zu Fremden zu gehen", sagte sie schmollend; „sie würde es uns doch abschlagen, wenn wir sie auch einlüden."

„Sie wird es gewiß nicht abschlagen, zur Hochzeit ihrer einzigen Schwester zu kommen!" entgegnete Frau Arkell.

„Sie ist in ihrem ganzen Leben noch nie bei Fremden gewesen; war, so viel ich mich entsinnen kann, noch nie einen Tag vom Hause entfernt, hat noch nicht einmal bei Andern Thee getrunken“, wandte Charlotte offenbar höchst verdrießlich ein. „Ich habe Dir das schon früher gesagt.“

„Nur ein Grund mehr, sie endlich einmal herauszulocken“, antwortete Frau Arkell. „Sei nicht thöricht, Charlotte, denn ich werde Deine Schwester jedenfalls einladen.“

„Dann werde ich ihr schreiben und ihr verbieten zu kommen“, entgegnete Charlotte und biß sich im nächsten Augenblick vor Verdruß auf die Lippen, weil ihr das Wort entschlüpft.

„Meine Liebe!“

„Geliebte Mutter, ich wollte das nicht sagen“, versicherte Charlotte mit gewinnender Herzlichkeit; „aber wirklich, die arme Betsey paßt hier nicht her.“

„Schon gut, meine Liebe.“

Aber trotz dieses scheinbar versöhnlichen Schlusses, beharrte Frau Arkell doch bei ihrem Vorsatze. Mochte sie ihre Schwiegertochter nun für unaufrichtig halten, oder hatte sie überhaupt nur die Absicht ihr zu zeigen, wer Herrin im Hause sei, jedenfalls ließ sie an Betsey eine dringende Aufforderung ergehen, zu kommen

und schloß auch gleich eine Fünfpfundnote in den Brief.

Zu Charlotte aber sprach sie nicht davon.

Um diese Zeit war es, daß endlich zuverlässige Nachrichten über Robert Carr nach Westerbury gelangten. Der träge, umherschweifende junge Verschwender hatte in Holland eine Stelle in einem Handlungshause angenommen, und schien also wirklich die Absicht zu haben, gesetzt zu werden. Wenigstens arbeitete er jetzt so fleißig, wie nur je ein Handlungsgehülfe gethan; ob er Ausdauer haben würde, dies fortzusetzen, mußte sich natürlich erst zeigen.

John Carr, der Sohn des Squires war derjenige, der diese Nachricht nach Westerbury brachte. Er schien sich ganz besonders dafür zu interessiren, was sein Vetter that und ließ; obgleich er dafür bekannt war, sehr genau mit dem Gelde zu sein, war er doch selbst nach Rotterdam gefahren, um Alles über Robert zu erfahren, was er konnte. John Carr dachte nämlich daran, und gab sich auch nicht einmal die Mühe, es der Welt zu verbergen, daß er der Erbe seines Onkels zu werden Aussicht habe, wenn Robert, dem schon oft mit Enterbung gedroht worden war, sich dieselbe wirklich zuzöge. Deshalb ging er nach Rotterdam, besuchte

Robert, hielt sich einige Tage in der Stadt auf und kam dann wieder nach Hause.

„Hat er das Mädchen geheirathet?“ war die erste Frage, welche der Squire an seinen Sohn richtete.

„Nein“, entgegnete John finster; denn für ihn wäre es natürlich ein Vortheil gewesen, wenn Robert es gethan hätte. Squire Carr und seinem Sohn war Marmaduke's Schwur, Robert zu enterben, wenn er Martha Ann Hughes heirathe, sattsam bekannt; und sie wußten auch, daß er Wort halten würde.

„Ist das Mädchen noch bei ihm?“

„Ja wohl! Ich habe sie zwei Mal zusammen gesehen.“

„Er hat sich vielleicht in London mit ihr trauen lassen, John.“

„Nein, das hat er nicht. Ich äußerte nämlich etwas dem Aehnliches gegen Robert; aber da brauste er auf, wie das so seine Manier ist und sagte: er sei in seinem ganzen Leben nie mit einem Fuße in einer Kirche in London gewesen. Und ich bin überzeugt, er sprach die Wahrheit. Als wir nämlich einmal vertraulich mit einander sprachen, sagte er mir: er werde sich nie mit ihr trauen lassen, so lange sein Vater lebe; denn er habe keine Lust sich um die Erb-

schaft zu bringen. Seine Geliebte wisse das und sei es zufrieden."

Diese Nachricht verbreitete sich in Westerbury, worüber John sich sehr ärgerte; denn er hatte die Absicht gehabt, sie geheim zu halten. Unter andern bekam auch Robert Carr's Vater Kunde davon. „Ein Schlaukopf nach seiner eigenen Idee", sagte der alte Marmaduke, als er mit einem Freunde darüber sprach, „aber doch nicht schlau genug, um mich zu bestechen. Wenn mein Sohn jenes Mädchen heirathet, wird er keinen Schilling von meinem Gelde erhalten; aber John Carr und seiner Brut werde ich es deshalb doch nicht vermachen."

Wenn diese Nachricht in Bezug auf Robert's Leben in Holland der Bestätigung bedurft hätte, so würde ein Brief, den Mary Hughes von Martha Ann erhielt, dieselbe geliefert haben. Es war für Mary anfänglich ein harter Schlag gewesen, und sie hatte Martha Ann mehrere Briefe geschrieben, um sie zu beschwören, Robert Carr anzuflehen, sich noch jetzt mit ihr trauen zu lassen.

Gerade um die Zeit, als John Carr zum Besuche in Rotterdam war, kam zum ersten Mal ein Brief von Martha Ann als Antwort. Es war ein langer, langer, schön geschriebener Brief, aber Mary Hughes

glaubte einen Anflug von Reue zwischen den Zeilen zu lesen. Sie schrieb, es sei nicht wahrscheinlich, daß Robert sie jetzt noch zu seiner Frau machen werde, und ihn darum zu bitten, würde schlimmer als nutzlos sein. Sie hätte sich ihr Loos selbst erkoren und müsse es nun ertragen; und sie sehe nicht ein, was für ein Recht die Leute hätten, ihre Schwestern für ihr Vergehen büßen zu lassen. Sie könne nicht glauben, daß Alles, was Mary ihr in dieser Beziehung geschrieben, wahr sei. Ihre Schwestern hätten nur Gutes an ihr gethan, und wenn sie ihre Fürsorge schlecht vergolten, so wäre das nur ein Grund mehr, die Leute zu veranlassen, ihnen noch viel mehr Achtung und Liebe zu bezeigen, und Mary werde das auch noch an sich erfahren. Was sie selbst beträfe, so sei sie nicht unglücklich. Robert sei sehr gesetzt und habe eine gute Stelle. Er sei so gut gegen sie, als wenn sie zwei Mal getraut wären; und ihre Stellung sei nicht so peinlich, als Mary zu glauben scheine; denn Niemand wisse anders, als daß sie seine Frau sei — obgleich sie, was das anbeträfe, auch noch keine Bekanntschaften in der fremden Stadt angeknüpft hätten.

Mary Hughes weinte sich die Augen blind über diesen Brief; und gab ihn in ihrem Kummer an jeden, der ihn sehen wollte. Ihre Schwester, die mehr Cha-

rakter besaß und verschwiegener war, nannte sie eine Närrin, als sie dies erfuhr und zerriß in ihrem Zorn den Brief in tausend Stücke. Bevor dies jedoch geschah, war dem alten Carr der Inhalt desselben bereits durch einen Freund mitgetheilt worden.

Achtes Kapitel.

Betsey Travice.

Sie saßen zusammen in Frau Arkell's Wohnzimmer, die Gesichter waren in der zunehmenden Dunkelheit kaum mehr zu erkennen. Frau Arkell saß wie gewöhnlich ohne Arbeit; Mildred neben ihr nähte fleißig, obgleich Frau Arkell sie bereits darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie sich die Augen verderbe. Auf der andern Seite saß Charlotte Travice mit stark geröthetem Antlitz, eifrig mit den Füßen den Takt tretend — ein Zeichen von unterdrücktem Zorn. Außerdem befand sich noch eine Fremde, ein junges Mädchen, bei der uns bekannten Gruppe.

Es war kaum zu glauben, daß dieses junge Mädchen und Charlotte Schwestern waren; sie waren in jeder Hinsicht so verschieden. Es war ein sehr ruhiges

junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren mit einem glatten, hübschen, aber trotz des verständigen Ausdrucks etwas faden Gesichte; mit hellen blauen Augen, die treuherzig blickten, während Charlotten's Blick etwas Falsches hatte. Ihr Haar war blond und schlicht gescheitelt.

Was einem Beobachter zumeist an ihr auffallen mußte, war ihre außerordentliche natürliche Sanftmuth, oder vielleicht müssen wir sogar sagen Demuth. Sie war sanft von Gemüth, von Temperament, von Aussehen, von Manieren und in ihrem Sprechen. Sie saß am Feuer, nachdem sie ihren schwarzen Hut neben sich gelegt; sie war noch durchkältet von der Reise und sich zu wärmen war ihr ebenso angenehm, als es Charlotte in solchem Falle gewesen sein würde, sich zu schmücken, um zu gefallen. Das Wetter war recht rauh für die Jahreszeit, und überdem war die Postkutsche später als gewöhnlich eingetroffen. Sie saß und schlürfte den Thee, den Triny ihr gebracht und lehnte es ab, etwas zu essen; sie fühlte sich recht unglücklich und unbehaglich; denn sie sah, daß eine der Anwesenden sich nicht über ihr Kommen freute.

Und diese Eine war ihre Schwester. Frau Arkell hatte das Geheimniß gut bewahrt. Erst am Abend der

Ankunft — und zwar nur eine Stunde vor dem Eintreffen der Postkutsche — hatte sie es Charlotte mitgetheilt.

„Triny hat zwei Kopfkissen auf mein Bett gelegt", bemerkte Charlotte, die oben gewesen war, um ein Buch aus ihrem Schlafzimmer zu holen. „Ich möchte nur wissen, was das bedeuten soll."

„Du wirst heute Nacht eine Schlafkameradin bekommen, meine Liebe", antwortete Frau Arkell.

„Eine Schlafkameradin?" wiederholte Charlotte verwundert. „Und wer ist das?"

„Deine Schwester."

„Wer?" rief Charlotte; und der gelle, leidenschaftliche Ton berührte Alle höchst unangenehm.

„Ich habe Dir gesagt, ich würde Deine Schwester zu Deiner Hochzeit einladen"; entgegnete Frau Arkell ruhig. „Nach meiner Ansicht wäre es unziemlich und unfreundlich gewesen, es zu unterlassen. Sie ist bereits auf dem Wege zu uns. Ich habe Mildred eingeladen, mir zu helfen, sie willkommen zu heißen. Meine Schwägerin ist Betsey's Pathin, wie Du weißt."

„Und Mildred hat gewußt, daß sie kommen würde?" fuhr Charlotte auf, als sei dies ein noch verstärkter Anlaß zum Mißvergnügen. Sie sagte dies so unfreundlich sie es nur wagen durfte; denn es

galt sich als die auserkorene Braut von der liebenswürdigen Seite zu zeigen.

„Mildred hat von Anfang an darum gewußt", lautete die Antwort.

Die Sache war also nicht mehr zu ändern. Betsey war schon auf dem Wege, und Charlotte konnte sie nicht mehr daran verhindern, zu kommen. Sie suchte sich also mit Anstand darein zu finden; aber noch nie war sie so nahe daran gewesen, ihrer üblen Laune in einem Zornesausbruch Luft zu machen; und als Betsey ankam, gab Charlotte sich keine Mühe ihr zu verbergen, daß sie es lieber gesehen hätte, wenn ihre Schwester nicht gekommen wäre.

„Und nun sagen Sie mir, meine Liebe, ob Sie nicht gern gekommen sind", sagte Frau Arkell herzlich, als Betsey Travice die leere Tasse auf den Tisch setzte und ihre kleine, durchsichtige Hand gegen das Feuer hielt, um sie zu wärmen.

„Ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut, Frau Arkell", antwortete Betsey in dem bescheidenen, sanften, ja fast demüthigen Tone, der sie stets charakterisirte, sie mochte sprechen, mit wem sie wollte. „Ich freute mich, Gelegenheit zn haben, Charlotte wiederzusehen, sie war schon so lange fort; und ich freute mich auch auf die Hochzeit, denn ich habe noch nie eine

mitgemacht; und ich hatte auch noch einen besondern Grund mich zu freuen."

„Und der wäre?" fragte Frau Arkell, die sich von der angenehmen sanften Stimme, von den ehrlichen, ernsten Augen warm berührt fühlte.

„O, ich fürchtete, es würde mir ein wenig zu viel mit der Arbeit; obgleich es undankbar gegen die gute Frau Dundyke gewesen wäre, es zu sagen, weshalb ich es auch nicht that. Die Kinder waren so schwer zu tragen; und die Einlogirer bedurften so vieler Aufwartung. Gegen Abend bekam ich solche Schmerzen im Rücken und in der Seite, daß ich es oft kaum aushalten konnte."

Charlotte Travice war außer sich. Gerade diese Enthüllungen waren es, welche sie gefürchtet hatte. Charlotte hielt es für höchst wahrscheinlich, daß Betsey wie ein Pferd bei Frau Dundyke arbeiten müsse; aber sie wünschte nicht, daß die Familie ihres Bräutigams dies erfahre. In ihrer Verwirrung darüber war sie so dumm, den Versuch zu machen, die Thatsache abzuleugnen.

„Was soll es heißen, daß Du so etwas erzählst, Betsey?" fragte sie ärgerlich. „Wenn Du auch ein wenig anf die Kinder geachtet hast — so hättest Du

doch nicht nöthig gehabt, sie zu tragen und Dich zur Sklavin zu machen."

„Aber Du weißt doch, Charlotte, daß sie noch so klein sind, daß sie getragen werden müssen. Ich wäre auch wohl damit fertig geworden, wenn es sich nur um die Kinder gehandelt hätte; aber die Hausarbeit und die Aufwartung kamen auch noch dazu."

„Wie ging das zu, meine Liebe?" fragte Frau Arkell, während Charlotte mit feuerrothem Gesichte dabei saß.

Betsey gab ihr eine vollständige Auseinandersetzung, wie Frau Dundyke mehrere Einlogirer habe, für die sie selbst koche, während ein Mädchen die Aufwartung besorge. Vor sechs Wochen ungefähr aber seit das Mädchen fortgegangen, weil ihr der Dienst, wie sie sagte, zu schwer war, und Frau Dundyke hatte seitdem noch kein passendes Mädchen wieder finden können. Sie nahm einige Tage die Woche eine Scheuerfrau, und Betsey hatte sich erboten, ihr bei der Arbeit und der Aufwartung behülflich zu sein. Sie hatte Betten gemacht und Zimmer abgestäubt, den Tisch gedeckt und bei Tische aufgewartet; kurzum: sie hatte alle Arbeit gethan, die ein Mädchen, welches allein dient, zu verrichten pflegt.

Sie so da sitzen zu sehen, während sie dies er-

zählte, war das Merkwürdigste bei der Sache. Sie sah aus wie eine Dame — sie sprach wie eine Dame — ja, es lag etwas besonders Gewinnendes in ihrem Ton; und sie schien überhaupt so gar nicht für die Arbeit zu passen, mit der sie sich ihrer eigenen Aussage nach in der letzten Zeit beschäftigt, daß selbst Mildred Arkell sie erstaunt darob ansah.

„Du bist eine Närrin!" brach Charlotte endlich halb weinend, halb zornig los. „Wenn das abscheuliche Weib, die Frau Dundyke, Dir solche niedrige Arbeit zumuthet, so brauchst Du sie doch nicht zu thun."

„O, Charlotte, wie kannst Du sie nur so nennen. Du weißt, was für eine gute Frau sie ist! — Ganz gewiß, Frau Arkell, sie ist die beste Frau, die es nur geben kann!" sagte Betsey, zu Frau Arkell gewandt. „Ich mache mir nichts aus Arbeit; ich bin von jeher daran gewöhnt. Als Mama noch lebte, mußte ich alle Arbeit für sie thun, und daher habe ich es gelernt. Es thut mir leid, daß Du böse auf mich bist, Charlotte."

„Mir scheint, Ihre Freundin, Frau Dundyke, hätte Ihnen solche Arbeit nicht zumuthen dürfen", bemerkte Frau Arkell.

„Es ließ sich nicht ändern, Frau Arkell"; wandte Betsey eifrig ein. „Die Arbeit war da und mußte

von irgend jemand gethan werden. Das Mädchen setzte uns in Verlegenheit; sie erzürnte sich mit Frau Dundyke und ging ohne Kündigung fort. Ich that aus freien Stücken, was ich konnte, ohne daß mich jemand darum gebeten hätte. Im Gegentheil, Frau Dundyke sah es ebenso ungern wie Charlotte; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, undankbar zu erscheinen. Als Charlotte zu Ihnen reiste, hatte ich nur noch 1 Sixpence in der Tasche, und wenn nicht Frau Dundyke mir Schuhe und verschiedene andere Sachen aus ihrem Beutel gekauft hätte, so hätte ich nicht gewußt, wo ich's hernehmen sollte."

Tiefes Schweigen. Charlotte hatte ein Gefühl, als müsse sie ein Gehirnfieber bekommen. Wenn die Erde sich geöffnet und Betsey verschlungen hätte, so würde Charlotte dies für das größte Glück angesehen haben, das ihr je im Leben widerfahren.

„Was für Pläne haben Sie für die Zukunft, Betsey?" fragte Frau Arkell ruhig.

„Pläne? Gar keine. Wenigstens —" plötzlich überzog tiefes Roth das liebliche Gesicht — „nicht für den Augenblick."

„Aber Sie können doch nicht fortfahren, Frau Dundyke's Einlogirer zu bedienen. Es paßt sich weder für Sie, noch für Ihres Vaters Tochter."

„Das werde ich auch nicht. Frau Dundyke hat jetzt ein gutes Mädchen bekommen, sonst hätte ich sie nicht verlassen können. Wenn ich zurückkehre, werde ich nur die beiden Kinder beaufsichtigen und das Nähen besorgen."

„Ich denke doch, es wird uns gelingen, eine bessere Stelle für Sie zu finden, Betsey."

„O, Sie sind wirklich zu gütig gegen mich, Frau Arkell", entgegnete Betsey; „aber ich habe Frau Dundyke versprochen, noch ein Jahr bei ihr zu bleiben. Ich bin sehr gern bei ihr; wenn die Arbeit des Tages gethan ist, sitzen wir Abends in ihrer kleinen Wohnstube; sie schläft dann gewöhnlich, David führt die Bücher und ich stopfe Strümpfe. Sie können sich nicht vorstellen wie gemüthlich und still es dann ist."

„Wer ist David?" fragte Frau Arkell.

„Frau Dundyke's Sohn. Er ist Handlungsgehülfe in einem großen Kaufmannshause in Fenchurchstreet. Abends führt er noch für verschiedene Leute die Bücher, und das thut er gewöhnlich in seinem eigenen Hause. Er ist ein sehr fleißiger, junger Mann."

„Wie kam es, daß Sie Frau Dundyke versprachen, noch ein Jahr bei ihr zu bleiben?"

„Als ich fortging, weinte sie sehr, und meinte, ich würde wohl nie wiederkommen, wenn ich erst bei

Charlotte und ihren vornehmen Bekannten wäre. Aber, Frau Arkell, ich könnte es nicht ertragen, von Frau Dundyke für undankbar gehalten zu werden, und so sagte ich ihr, ich würde zurückkehren und ein ganzes Jahr bei ihr bleiben, wenn sie damit einverstanden wäre. Sie freute sich sehr darüber, und so ist es abgemacht. Und, o Sie können sich nicht denken, wie gut sie ist. Sie behielt uns nach Mama's Tode lange, nachdem wir nicht mehr bezahlen konnten, und als Charlotte hierherkam, hätte ich nicht gewußt, wohin ich gehen sollte, wenn sie mich nicht behalten hätte."

Wenn Charlotte ihrer Schwester die Zunge hätte ausschneiden können, hätte sie es sicherlich gethan. Eine solche Schwester zu besitzen, war an und für sich schlimm genug; aber dabei sitzen zu müssen, während sie ihrer künftigen Schwiegermutter und ihrer Nebenbuhlerin Mildred solche Enthüllungen machte, war schrecklich. Wenn Charlotte schon früher einen Widerwillen gegen Mildred empfunden, so fing sie jetzt an, sie förmlich zu hassen.

Die Anmaßung, mit der sie Mildred von Anfang an gegenüber getreten war, als befände sie sich in einer besseren Stellung, sank jetzt auf ihren wahren Werth herab. Mit einer leidenschaftlichen Geberde streckte sie die Arme zum Himmel empor und wandte

sich an Frau Arkell, denn es überkam sie plötzlich eine große Furcht, dieselbe möge ihrem Sohne noch in der elften Stunde rathen, die Verbindung abzubrechen.

„Ich bitte Dich, Mama, beachte nicht, was sie sagt!“ sagte sie, während ihre Stimme zwischen Zorn und Verzweiflung schwankte. „Es ist sicherlich nicht so schlimm, wie Betsey es darstellt; so kann sie sich doch nicht erniedrigt haben. Aber Sie sehen, wie es ist. Sie ist kaum zurechnungsfähig; Jedermann kann sie hinter's Licht führen.“

„Kaum zurechnungsfähig!“ — Frau Arkell mußte lächeln, als sie Betsey's erstaunten Ausdruck sah, der sich ob dieser Beschuldigung in ihren Augen malte. Charlotte's Farbe kam und ging.

„Im Gegentheil, Charlotte, ich glaube Deine Schwester hat eine recht gute Portion gesunden Menschenverstand. Warum willst Du Deiner Schwester zürnen? Die Arbeit geziemte sich nicht für sie; aber wie mir scheint blieb ihr kein anderer Ausweg, als sie zu thun.“

„Ja meinetwegen hätte sie ebenso gut Gassenkehrerin werden können! Aber ich wußte schon, wie es werden würde, wenn Sie sie hierher kommen ließen; ich wußte, daß sie mir Schande machen würde!“

Frau Arkell ergriff Betsey's Hand. Das jugendliche Antlitz hatte einen traurigen Ausdruck angenom-

men; die blauen Augen füllten sich mit Thränen. „Ich finde nicht, daß Sie irgend jemand Schande gemacht haben, Betsey; ich finde im Gegentheil, daß Sie brav gehandelt haben. Charlotte“, fuhr Frau Arkell, offenbar mit Beziehung fort, „ich sehe Ihre Schwester viel lieber so wie sie ist, als wenn sie die feine Dame spielen und Ansprüche machen wollte.“

Verstand Charlotte den Vorwurf, der in diesen Worten lag, so ließ sie es sich nicht merken. Triny brachte Licht, was eine kleine Unterbrechung verursachte; Betsey benutzte diese Gelegenheit, Frau Arkell zuzuflüstern: „Ich weiß nicht, Frau Arkell, wie ich Ihnen für Ihre Freundlichkeit gegen mich danken soll; mich nicht nur einzuladen, sondern mir auch Geld zur Reise zu schicken. Wenn es jemals in meiner Macht stehen sollte, es Ihnen zu vergelten, so werden Sie sehen, daß ich mich dankbar zeigen werde, ich meine nicht für das Geld, sondern für Ihre Güte.“

„St, St! mein Kind!“ sagte Frau Arkell und strich ihr über den glatten, blonden Scheitel.

„Es ist immer nicht ganz richtig gewesen mit Betsey“, ließ Charlotte sich herab, Mildred zu erklären. „Es ist ein wahres Unglück. Papa pflegte oft zu sagen, Betsey sei nun einmal keine Dame und werde es auch nie werden. Wollen Sie mir wohl glauben,

daß sie als Kind von zehn Jahren den Einfall bekam, allen vornehmen Leuten, denen sie auf der Straße begegnete, einen Knix zu machen; sie war nur schwer wieder davon abzubringen, und nach meiner Ansicht wäre es gerechtfertigt gewesen, wenn Papa sie damals in ein Asyl für Blödsinnige oder in eine Besserungsanstalt gebracht hätte."

„Ich finde nicht — wie meine Tante bereits bemerkte, daß es Ihrer Schwester an gesundem Menschenverstand fehlt", entgegnete Mildred.

„An einfachem, nüchternem Menschenverstande vielleicht nicht; aber es fehlt ihr ein gewisses Etwas. Sie hat keine Idee davon, was sich für eine Dame ziemt, wenn Sie verstehen, was ich damit meine."

Bevor Mildred antworten konnte, kamen Herr Arkell und William herein. Sie bewillkommneten die bescheidene junge Fremde herzlich und theilten den Anwesenden dann eine Neuigkeit mit, welche die ganze Stadt in Aufregung versetzte.

Edward Hughes, der Bruder der vielbesprochenen Schwestern, hatte Westerbury auf immer Lebewohl gesagt. Ob er es müde geworden war, das Verdammungsurtheil über Martha Ann noch länger anzuhören, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß er plötzlich Alles verkauft hatte und nach Australien gegangen war.

Er hatte schon seit einiger Zeit davon gesprochen; aber Niemand hatte recht daran geglaubt; als aber eine Gelegenheit sich bot, sein Geschäft gut zu verkaufen, hatte er dieselbe rasch ergriffen, und so befand er sich jetzt bereits auf dem Wege nach Liverpool.

„Es ist ein harter Schlag für die beiden Schwestern!“ rief Mildred. „Was soll aus ihnen werden?“

„O, was das anbetrifft, meine Liebe“, sagte Herr Arkell; „so haben sie ihr Geschäft. Ich glaube nicht, daß der Bruder zu ihrem Unterhalt beigetragen hat. Die Leute behaupten wenigstens, daß er Alles erspart habe, was er konnte, um auszuwandern.“

„Ich meinte nicht des Geldes wegen, Onkel George, aber ich finde es so traurig, daß die beiden alten Schwestern nun so allein zurückbleiben.“

„Es ist auch traurig“, bemerkte Frau Arkell, Mildred beistimmend. „Erst Martha Ann und nun auch Edward zu verlieren! Triny sagt — und ich selbst habe es auch bemerkt, Mary Hughes ist sich selbst nicht mehr ähnlich, seit das Unglück vor drei oder vier Monaten passirte.“

„Ja“, sagte Herr Arkell, tief Athem holend, „ich wollte, ich hätte an dem Tage mit Robert Carr zu thun gehabt! —“

William glaubte in seinem Herzen und hatte wohl nicht Unrecht, daß sein Vater es ihm nie vergeben würde, Robert Carr an jenem unglücklichen Morgen die Equipage geliehen zu haben.

Sie unterhielten sich noch eine Weile über die Familie Hughes und Betsey Travice schien mit Interesse zuzuhören; denn obwohl sie bereits aufgestanden und zur Thür gegangen war, blieb sie doch lauschend stehen.

Als sie endlich auf ihrem Zimmer ankam, begann Charlotte sogleich: „Und nun sage mir, Betsey, wie durftest Du es wagen, mir solche Schande zu machen!"

„O, Charlotte, wie kannst Du so etwas sagen! Sei doch nicht so unfreundlich gegen mich; ich muß sonst wünschen, ich wäre gar nicht gekommen."

„Das wünsche ich von ganzem Herzen! Warum kamst Du auch? Wie konnte es Dir nur einfallen hierher zu kommen? Was kam Dir in den Sinn?"

„Frau Arkell lud mich ein. Sie schrieb an Frau Dundyke und bat sie, mir behülflich zu sein; es wäre mir sonst nie eingefallen zu kommen."

„Und habe ich Dich eingeladen? Konntest Du nicht wissen, daß ich Dir schreiben würde, wenn ich Deine Gesellschaft wünschte? Du abscheuliches Mädchen!"

Betsey fing an zu weinen. Sie war ihr Leben lang daran gewöhnt gewesen, so von Charlotte behandelt zu werden, und sie nahm ihre Vorwürfe daher demüthig und reuevoll hin.

„Charlotte, Du weißt, ich würde mein Leben für Dich hingeben, wenn ich Dir damit nützen könnte; aber wie kannst Du so böse auf mich sein?“

„Du mir nützen! Du, die Du mir heute Abend solche Schande gemacht hast!“

„Schande, wie so?“ fragte Betsey, während ihre blauen Augen selbst durch die Thränen hindurch Mitleid verriethen.

„Gerechter Himmel! Solche Dummheit!“ rief Charlotte wüthend. „Hast Du nicht vor der ganzen Gesellschaft erzählt, wie Du Zimmer gereinigt, Kamine geputzt hast u. s. w.“

„Still, Charlotte! Ich habe weder das Eine noch das Andere gethan. Frau Dundyke wollte es nicht zugeben. Ich habe die leichte Hausarbeit verrichtet; aber Kamine habe ich nicht geputzt.“

„Und wenn Du es gethan hattest, so brauchtest Du es doch nicht zu erzählen? Hast Du denn nicht so viel Einsicht, um zu begreifen, daß es eine bittere Demüthigung für mich ist, wenn meine Schwester dies der Familie meines Bräutigams mittheilt? Nicht weil

Du es gethan“, fügte Charlotte höhnisch in ihrer Wuth hinzu; „denn Du bist nichts Besseres werth; aber weil Du meine Schwester bist.“

Betsey erstickte beinahe vor Schluchzen.

„Wo hast Du das Geld herbekommen?“ fragte Charlotte nach einer Weile.

„Frau Arkell schickte mir eine Fünfpfundnote.“

Die Sache ward immer schlimmer. Charlotte setzte sich nieder und fing an, eifrig die Kohlen im Kamin zu schüren, welche Triny angezündet, weil sie gesehen, wie die junge Fremde verfroren war. Betsey bemühte sich, ihr Schluchzen zu unterdrücken und bückte sich und drückte einen Kuß auf den Hals ihrer Schwester.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, Charlotte; aber ich habe immer das Unglück, Dir zu mißfallen. Du weißt aber, ich habe nicht die Absicht, Dir wehe zu thun, und daher hoffe ich, Du wirst mir verzeihen. Ich gebe mir stets Mühe für Andere zu thun, was ich kann. Ich hoffe immer, Gott wird mir helfen, das Rechte zu thun. Als Frau Dundyke nicht allein fertig werden konnte, schien es mir Selbstverstand, daß ich ihr half.“

Charlotte war kein schlechtes Mädchen, und diese Worte und der Ton, in dem sie gesagt wurden, muß-

ten sie versöhnen. Ihr Zorn ging in Verdrießlichkeit über.

„Das Aergerliche bei der Sache ist, Betsey, daß Du Dich nicht schämst, so etwas zu thun.“

„Ich würde es nicht thun, wenn ich die Wahl hätte, Charlotte“, entgegnete Betsey. „Aber wie gesagt, es war Niemand außer mir da, der die Arbeit hätte übernehmen können.“

„Ja, nun läßt es sich nicht mehr ändern“, erwiderte Charlotte ungeduldig. „Darum schweige lieber davon!“

Betsey seufzte. Sie wäre froh gewesen, wenn Charlotte nicht wieder davon angefangen hätte.

Mit einer herrischen Geberde wies Charlotte auf einen Stuhl, der neben ihr stand. „Setze Dich! Du hast meine Geduld heute Abend auf eine schreckliche Probe gestellt. Weißt Du nicht, daß ich in wenigen Tagen Frau William Arkell sein werde? Sein Vater ist einer der größten Fabrikbesitzer in Westerbury und sehr reich. Es war nicht angenehm für mich, kann ich Dir sagen, daß meine Schwester sich in solchem Lichte zeigte. Wie findest Du ihn?“

„O, Charlotte, ich denke mir, Du mußt sehr glücklich sein! Ich freue mich recht darüber! Ich mache mir nichts aus Arbeit; aber Du wärst nicht dazu ge-

macht. Ich habe noch nie einen Menschen von so angenehmem Aeußern gesehen! Und wie freundlich ist sein Wesen! — Aber wer ist die junge Dame, Charlotte, mit dem sanften Gesicht? Ich habe es nicht recht begriffen."

„Ja, Du begreifst nie etwas. Es ist seine Cousine, Mildred Arkell. Sie dachte, William's Frau zu werden", fuhr Charlotte triumphirend fort. „Den ersten Abend, als ich hierher kam, sah ich es so deutlich, als wenn ich es im Spiegel sähe, und da faßte ich auch gleich den Entschluß, die Sache zu hintertreiben. Sie hat William geliebt, so lange sie denken kann, und sie bildete sich fest ein, er würde sie heirathen. Ich nahm mir aber vor, ich wollte sie aus dem Sattel heben, und es ist mir gelungen; und ich weiß es, unsere Verheirathung ist nahe daran, ihr das Herz zu brechen."

Betsey Travice — das großmüthigste, unselbstsüchtigste, aufopferndste Geschöpf, das man sich denken kann — erschrak über dieses Eingeständniß. Wenn es ihr möglich gewesen wäre, sich mit Abscheu von ihrer Schwester abzuwenden, so würde sie es sicherlich in diesem Augenblick gethan haben. So aber war ein erschreckter Ausruf: „O, Charlotte!" Alles, was sie hervorbrachte.

„Wie, Du bildest Dir doch nicht ein, daß ich mir eine solche gute Partie hätte entgehen lassen sollen, wenn ich nicht müßte! Ueberdem liebe ich ihn" — schloß sie mit gesenkter Stimme.

„Aber wenn — o, Charlotte, vergieb es mir, daß ich es sage — ich kann mir nicht helfen — wenn das sanfte junge Mädchen ihn schon liebte, ehe Du hierherkamst? Wenn sie ihn schon viele Jahre geliebt hatte?"

„Nun, was dann?" fragte Charlotte gelassen.

„Dann ist es nicht recht von Dir, ihn ihr abspenstig zu machen."

„Ob es recht ist oder nicht, ist mir einerlei", sagte Charlotte lachend. „Aber es ist recht, denn er liebt mich und nicht sie."

„Was soll aus ihr werden?" rief Betsey nach einer Pause betrübt; und es schien, als lege sie diese Frage sich selbst und nicht Charlotte vor.

„Eine alte Jungfer", lautete Charlotte's gleichgültige Antwort, von der wir hoffen wollen, daß sie mehr aus Unbedacht als aus Herzlosigkeit entsprang. „So, damit wären wir fertig. Hast Du etwas von Frau Nicholson gehört?" schloß Charlotte.

„Wir haben mehr von ihr gehört, Charlotte, als uns angenehm war; sie hat Frau Dundyke sehr be-

lästigt; sie wollte durchaus Deine Adresse von ihr haben, und wenn ich nicht gewesen wäre, so würde Frau Dundyke sie ihr auch schließlich wohl gegeben haben. Sie sagte — aber es ist vielleicht besser, ich erzähle Dir nicht, was sie sagte."

„Wer? Frau Dundyke? O, meinetwegen kannst Du mir Alles erzählen, was sie sagte; denn ich weiß, ihr größtes Vergnügen besteht darin, mich zu tadeln."

„Nein, nein, Charlotte, das ist nicht wahr. Aber sie sagte, es sei nicht recht von Dir, Dir so viele neue Sachen anzuschaffen, wenn Du sie nicht bezahlen könntest. Ich ging zu Frau Nicholson und brachte ihr einen Sovereign auf Abzahlung?"

„Wer gab Dir den Sovereign?"

„Frau Dundyke schenkte ihn mir — als eine kleine Belohnung für meine Arbeit, wie sie sagte. Ich hatte gerade nichts nöthig, denn sie hatte mir erst eben neue Schuhe gekauft, und ich hatte meine besten Kleider sehr geschont; daher brachte ich das Geld zu Frau Nicholson."

Empfand Charlotte kein Gefühl von Dankbarkeit über die Freigebigkeit ihrer Schwester? Diese Rechnung, welche sie der Schneiderin schuldete, hatte Charlotte während ihres Besuches in Westerbury Sorgen

genug gemacht. Bald würde es nun in ihrer Macht stehen, dieselbe zu bezahlen.

„Was denkst Du in Zukunft anzufangen?“ begann Charlotte wieder, indem sie ihre Schwester ansah. „Du kannst doch nicht erwarten, bei mir zu wohnen, das wäre sehr unverständig; und an Heirathen kannst Du auch nicht denken, denn ich glaube nicht, daß jemand Dich nehmen würde. Wenn —“

Das lebhafte Roth und der vielsagende Blick, mit dem Betsey sie ansah, machte, daß Charlotte's höfliche Rede plötzlich in's Stocken gerieth. „Was giebts?“ fragte sie.

„Charlotte, wenn Du mich anhören willst“, flüsterte Betsey. „Papa und Mama sind todt, und Du bist meine einzige Schwester; ich halte es für Pflicht, es Dir zu sagen. Ich habe mich mit David verlobt.“

„Mit wem?“ rief Charlotte bestürzt.

„Mit David Dundyke. Natürlich müssen wir noch einige Zeit mit der Hochzeit warten, wahrscheinlich noch recht lange. Erst muß er so viel verdienen, daß er eine Frau ernähren kann.“

Zum ersten Mal in ihrem Leben war Charlotte Travice sprachlos. Sie saß uud blickte ihre Schwester starr an; sie hatte an dem heutigen Abend schon mehr als einen Schlag erhalten, aber dies war der härteste

von allen. Sie hatte nur wenig von David Dundyke gesehen; aber ihre Erinnerung zeigte ihr einen jungen Mann von untergeordneter Bildung, der in Hemdsärmeln Kohleneimer auf- und abtrug, und kein Wort grammatikalisch richtig sprechen konnte.

„Bist Du denn ganz verrückt, Betsey?"

„Ich fürchtete schon, Du würdest nicht damit zufrieden sein, Charlotte, und ich weiß, ich kann nicht erwarten, es Dir gleichzuthun; aber wir werden so weit von einander wohnen, daß Du Dich nicht darum zu grämen brauchst."

Betsey hatte, ohne es zu wollen, die Sache ins beste Licht gestellt. Es war nicht, weil David Dundyke nicht zum Mann für Betsey paßte, sondern weil er nicht zum Schwager für sie paßte, daß Charlotte so außer sich darüber war.

„Ich kann nichts Besseres erwarten, Charlotte, ich habe eine ganz andere Erziehung bekommen als Du."

„Der Mann steht aber in jeder Beziehung unter Dir!" brach Charlotte endlich los. „Er ist ein ganz gewöhnlicher Arbeiter. Er pflegte — wenn ich mich nicht irre — Abends die Stiefel und Schuhe zu putzen, und Morgens Kohlen vom Boden zu holen, bevor er ausging."

„Aber nicht für Geld, Charlotte; sondern um seiner Mutter zu helfen; gerade wie ich ihr in der letzten Zeit geholfen habe. Er thut es auch noch. Sie waren einst wohlhabende Leute; aber Herr Dundyke starb früh, und da mußte seine Wittwe sehen, wie sie fertig werden konnte. Du hast es oft genug gehört, wenn sie es Mama erzählte."

„Du kannst nicht im Ernste daran denken, ihn zu heirathen, Betsey? Du bist doch in mancher Hinsicht eine Dame — aber er — er kann nicht einmal wie ein Christ sprechen."

„Er ist strebsam und fleißig; er wird es sicher noch zu etwas bringen", murmelte Betsey. „Einige der Handlungsgehülfen des Hauses, in dem er arbeitet, erhalten sehr hohen Gehalt."

„Was ist es denn für ein Haus?" fragte Charlotte, welche die größte Lust verspürte, ihrer üblen Laune wieder den Zügel schießen zu lassen!

„Es ist ein Theehaus", entgegnete Betsey sanft. „Die Leute haben ein großes Geschäft; sie erhalten ganze Ladungen Thee direct von China. David kam zuerst als Laufbursche zu ihnen —"

„Das hättest Du für Dich behalten können, finde ich."

„Und durch seine Zuverlässigkeit und Ausdauer

ist es ihm gelungen, sich zum Correspondenten aufzuschwingen. Er ist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt."

„Und wenn er auch Compagnon wird — wenn er auch alleiniger Besitzer des Geschäfts würde — er wird doch immer bleiben, was er ist!" schrie Charlotte außer sich. „Höre Betsey, ehe ich zugebe, daß Du diesen ungebildeten Menschen heirathest, will ich Dich lieber zu mir in mein Haus nehmen. Du kannst Dich nützlich machen."

„Ich danke Dir, Charlotte, aber ich kann Dein Anerbieten nicht annehmen. Du siehst, wir Beiden können nicht gut miteinander fertig werden. Ich weiß, es ist meine Schuld, da ich nicht so gebildet bin wie Du; aber das kann ich nicht ändern. Ueberdem habe ich David Dundyke mein Wort gegeben."

Charlotte sah sie an: „Du willst mir doch nicht sagen, daß Du irgend etwas wie Liebe für diesen Mann fühlst?"

Wieder überzog hohe Röthe die Wangen des jungen Mädchens, und sie schlug die hübschen blauen Augen nieder. „Wir sind so viel zusammen gewesen, Charlotte", sagte sie, gleichsam entschuldigend; „er bringt seine Bücher jetzt fast jeden Abend mit nach Hause."

„Nein, ich muß gehen", sagte Charlotte, indem

sie aufstand. „Ich fürchte mich wirklich davor, noch länger allein bei Dir zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, Du bist auf dem geraden Wege nach dem Irrenhause. Beeile Dich aber, wenn Du noch Toilette machen willst; denn das Abendessen wird gleich angesagt werden.“

„Nur noch einen Augenblick, Charlotte“, sagte Betsey, sie zurückhaltend — „ich will Dich nur noch etwas fragen. Sie sprachen unten vorhin von einer Familie Hughes?“ —

„Ja, was soll's damit?“

„Ich glaube, es sind Verwandte von Frau Dundyke.“

„Dann rathe ich Dir, nichts davon zu erwähnen; denn die Leute stehen seit December hier in Westerbury in schlechtem Geruch.“

Nachdenklich ging Charlotte hinunter; sie überlegte allen Ernstes bei sich, ob Betsey ganz bei Verstande sei, daß sie einen Mann wie David Dundyke aus freien Stücken heirathen wolle.

Wir müssen Charlotte die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, sich für's Leben mit einem Manne zu verbinden, der wenigstens nicht äußerlich die Ansprüche, die man an einen Gentleman macht, befriedigt hätte.

Neuntes Kapitel.

Unangenehme Augen.

Der Hochzeitstag von William Arkell und Charlotte Travice brach an. Alles näherte sich der Vollendung. Diejenigen meiner Leser, welche Mildred Arkell liebgewonnen haben, haben sich vielleicht mit der Hoffnung geschmeichelt, daß irgend ein Hinderniß eintreten würde, die Verbindung zu zerreißen — und daß Mildred doch schließlich William's Frau werden würde.

Aber selten, außer in Romanen, vollzieht sich die poetische Gerechtigkeit in solcher Weise. In der Wirklichkeit wird eine einmal beschlossene Verbindung nicht so leicht wieder aufgehoben; und als ich meine Erzählung mit der Erklärung begann, daß dies eine wahre Geschichte sei, sprach ich die volle Wahrheit.

Der Tag brach an — so schön, wie nur je ein

Apriltag gethan — und die Hochzeitsgesellschaft begab sich zur Kirche, um der Trauung beizuwohnen, worauf sie nach Herrn Arkell's Hause zurückkehrte, um das Fest dort feierlich zu begehen. Nach damaligen Begriffen war es eine große Hochzeit; denn es waren Gäste von Nah und Fern dazu geladen. Daß die Braut entzückend aussah, bestritt Niemand, und allgemein ward William Arkell's Glück gepriesen.

Mildred Arkell war nicht mit zur Kirche gegangen; sie hatte es auf das Bestimmteste abgelehnt, Brautjungfer zu sein; aber beim Frühstück durfte sie nicht fehlen. Hatte sie sich doch in jener Märznacht, die nun schon so lange, lange hinter ihr zu liegen schien, vorgenommen, ihr Leid schweigend zu tragen — und so mußte sie also wie bisher im Hause ihres Onkels verkehren. Unerträglicher als alles Andere war der Gedanke für Mildred, daß irgend jemand erfahren könnte, welch' schrecklicher Schlag sie betroffen. Mit der ganzen Zurückhaltung eines reinen Gemüthes bebte sie davor zurück, ihr Herz Andern zu entdecken; sie wäre eher gestorben, als jemand ahnen zu lassen, daß sie einen Mann geliebt, der, wie sich jetzt erwiesen, nie an sie gedacht.

Sie verschloß ihr Leid daher in ihre eigene Brust und ging nach wie vor zu ihrer Tante, vielleicht nicht ganz so oft als früher, aber doch oft genug, um kei-

nen Verdacht zu erwecken. Sie hatte bei allen Vorbereitungen zur Hochzeit mitgeholfen, hatte den Anzug der Braut auswählen helfen, weil sie dem, so zu sagen, nicht entgehen konnte. Wie sie es ertragen und ihren Schmerz beherrscht, konnte sie selbst später nie begreifen. Charlotte's scharfe Augen hatten zuweilen fragend auf ihr geruht, als ob sie ihr Geheimniß errieth; William schien sie zu vermeiden; sie hatte beides ertragen, muthig ertragen; aber Niemand wußte, welch' eine schreckliche Prüfung es für sie gewesen.

Hier also saß Mildred am Frühstückstische! Peter war mit zur Kirche gewesen, aber seine Mutter und Schwester waren erst später erschienen. Mildred stets wie eine Tochter des Hauses behandelt, erhielt den Ehrenplatz zur Linken von William Arkell, während seine Braut auf der andern Seite saß. Noch wissen Alle, wie züchtig und hübsch Mildred an jenem Tage aussah; ihr Gesicht war vielleicht etwas bleicher als gewöhnlich; aber bei einer Hochzeit fällt das nicht auf. Sie trug ein Kleid von perlgrauer Seide und das liebliche Gesicht mit den sanften, traurigen Augen hatte noch nie so reizend ausgesehen. „Nur noch kurze Zeit! Nur noch eine kleine Weile!" murmelte sie in sich hinein. „Mag Gott mir helfen, es zu ertragen!" Diejenige, welche sich vielleicht am wenigsten am Platze

fühlte am Frühstückstische, war unsere Freundin, Betsey Travice. Fräulein Betsey hatte noch nie in ihrem Leben ein solches Fest mitgemacht, und vielleicht wünschte sie ebenso sehnlich wie Mildred das Ende desselben herbei. Sie trug ein schweres Seidenkleid von Maisfarbe — ein Geschenk von Frau Arkell — und sie lebte in fortwährender Angst, daß der junge Mann, der zu ihrer Linken saß, und ziemlich reichlich Wein zu sich zu nehmen schien, ein Glas über ihren schönen, neuen Anzug gießen möge. Endlich wagte sie es, ihn schüchtern zu ersuchen, seine Gläser auf die andere Seite zu rücken.

Statt zu antworten, sah er sie voll an und sie erschrak. Er hatte solche eigenthümliche Augen, sie waren rund und schwarz, und das Weiße war ganz gelblich. Es war jedoch nicht die Farbe seiner Augen, welche Betsey so erschreckte, sondern der Ausdruck derselben; sie bebte förmlich davor zurück, und konnte die Erinnerung daran lange nicht vergessen. Er war ihr bis dahin als ein gesprächiger, angenehmer junger Mann vorgekommen, aber von diesem Augenblick an faßte sie einen Widerwillen gegen ihn oder richtiger: gegen seine Augen.

„Ich bitte um Verzeihung, ich habe nicht recht verstanden, was Sie sagten.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr; aber ich bat Sie, ob Sie so freundlich sein wollten, Ihre Weingläser auf die andere Seite zu setzen; sie sind alle Drei voll."

„Und Sie fürchten für Ihr Kleid", bemerkte er gutmüthig, indem er ihren Wunsch erfüllte. „Sie haben ganz recht, denn ich habe die Gewohnheit, mit den Armen herumzufechten."

Trotz seiner anscheinenden Bereitwilligkeit glaubte Betsey aber doch einen Anflug von Spott aus seinem Tone herauszuhören, und sie erröthete heftig, aus Furcht etwas Unpassendes gesagt zu haben. „Ich möchte nur wissen, wie er heißt", dachte sie bei sich.

Im Lauf des Tages, als alle Gäste mit Ausnahme der Familie sich entfernt hatten, wagte Betsey Mildred zu fragen: wer der Herr gewesen sei, der beim Frühstück neben ihr gesessen habe.

Mildred konnte sich nicht darauf besinnen. Das Frühstück war für sie nur eine verworrene Scene gewesen, von der sie nichts erinnerte, als daß sie und William Arkell neben einander gesessen hatten.

Peter aber hatte die Frage gehört und antwortete statt ihrer: „Es war Ben Carr, der neben Ihnen saß, ein Enkel von Squire Carr, dem Herrn mit den weißen Haaren, der nicht weit von meiner Mutter unten am Tische saß. — Ich möchte übrigens wissen wie er hier-

herkam. Tante, hast Du Benjamin Carr eingeladen?“ wandte er sich an Frau Arkell.

„Nein Peter; wir hatten nur Squire Carr und seinen Sohn eingeladen; aber John lehnte die Einladung ab; ich glaube, er geht nicht gern aus.“

„Er scheute sich wohl davor, sich einen neuen Rock anschaffen zu müssen“, unterbrach Peter sie, und Alle lachten, denn John Carr's Neigung zum Geiz war wohl bekannt.

Frau Arkell fuhr fort: „Als John Carr die Einladung ausschlug, bat Dein Onkel statt dessen seinen ältesten Sohn Valentin; aber es scheint, der Alte hat vorgezogen, Benjamin mitzubringen.“

„Das Gerücht besagt, daß der Squire seinen jüngsten Enkel auf Kosten des älteren begünstigt“, bemerkte Peter. „Uebrigens ist Valentin allgemein unbeliebt; er hat einen zu gemeinen Character. — Warum erkundigten Sie sich nach ihm, Fräulein Betsey?“

„Weil er solche sonderbare Augen hat.“

Es war spät, als Frau Dan sich mit ihren Kindern auf den Heimweg machte. Der Abend war stille verbracht und hatte sich in keiner Weise von anderen Abenden unterschieden. Mildred hatte sich tapfer gehalten und war mit den Uebrigen fröhlich gewesen; aber erst als sie zu Hause angekommen, sich in ihr

Kämmerchen begab, wußte sie, wie jede Fiber, jede Muskel angespannt gewesen war. Sie legte ihr hübsches Kleid ab, schlug einen Shawl um ihre Schultern und setzte sich nieder, um den schweren Kampf mit sich selber auszukämpfen, der in ihrem Innern tobte.

Wie lange sie so gesessen, wußte sie nicht. Ich glaube — ich glaube es gewiß und wahrhaftig — daß es keinen schrecklicheren Kummer giebt, als den, mit dem Mildred in jener Nacht zu kämpfen hatte; wenigstens kann kein Mensch ihn tiefer empfinden als sie that. „Wie soll ich es ertragen lernen? O, wie soll ich es ertragen lernen? Sie täglich zu sehen, wenn sie zurückkommen! — o, wenn doch Gott mir helfen —"

„Was hast Du nur vor, Mildred?"

Sie fuhr mit einem Schrei von ihrem Stuhle empor. Sie hatte sich so sicher vor jeder Ueberraschung geglaubt, daß es ihr im ersten Augenblicke war, als müsse ihre Mutter ihre innersten Gedanken errathen haben. Frau Dan stand vor ihr im Nachtgewand, ein Licht in der Hand.

„Du stöhntest so, Mildred. Bist Du krank?"

„Ich — ich bin ganz wohl, Mama", stotterte Mildred, während ihre Wangen Purpurgluth übergoß. „Wünschest Du etwas?"

„Wie kommt es, daß Du noch nicht entkleidet bist? Ich bin schon lange zu Bette gewesen.“

„Ich bin wohl in Gedanken versunken und habe nicht bemerkt, wie die Zeit verflogen ist“, antwortete Mildred, indem sie anfing, ihr Haar zu lösen. „Warum bist Du aufgestanden, Mama?“

„Ich fühle mich nicht ganz wohl, Kind; und ich wollte Dich bitten, mir eine Tasse Thee zu bereiten. Wenn ich denselben recht heiß trinke, wird er mir vielleicht den Schmerz benehmen.“

„Wo hast Du Schmerzen?“ fragte Mildred, indem sie ihr Haar ebenso schnell wieder aufsteckte, wie sie es gelöst hatte.

„Ich weiß es kaum; ich fühle sie gleichsam im ganzen Körper. Ich müßte eigentlich nie in solche große Gesellschaften gehen; sie ruiniren mich.“ Damit eilte sie in ihr Zimmer zurück.

Ach! es war nicht die Gesellschaft, welche Frau Dan ruinirt; aber ihre Zeit war gekommen. — Nach Verlauf einer Stunde hatte ihr Zustand sich so verschlimmert, daß Peter geweckt werden mußte, um den Doctor zu holen. Er erklärte, Frau Dan sei in großer Gefahr.

Es mag gefühllos klingen es zu sagen; aber es war das Beste, was Mildred hätte zustoßen können.

Es zog sie von ihren eigenen Gedanken — von sich selbst ab. Schon in der ersten Nacht gab es viel zu thun, und Alles fiel Mildred zu. Dies war aber nur der Anfang. Peter war, wie solche Bücherwürmer gewöhnlich sind, gänzlich unbrauchbar in einem Krankenzimmer und Ann, dem jungen, unerfahrenen Dienstmädchen ging es nicht viel besser. Senfpflaster, heiße Umschläge und dgl. m. wurden verordnet, und bevor Mildred das Eine besorgt, ward das Andere bereits verlangt. Aber es war gut, daß dem so war.

Um sieben Uhr Morgens ging Peter zu seinem Onkel und brachte ihm die Nachricht. Herr Arkell ging sogleich mit ihm, Frau Arkell folgte ihnen nach einer kleinen Weile. Frau Dan befand sich mittlerweile in der größten Gefahr, und ihr Schwager ging, um noch einen Arzt zur Hülfe zu holen.

Im Lauf des Morgens wurde Mildred herunter gerufen, weil jemand im Wohnzimmer sei, die sie zu sprechen wünsche. Sie fand, daß es Betsey Travice war, die ihr mit bittender Miene entgegenkam.

„O, Fräulein Arkell, wollen Sie mir nicht den Gefallen thun, mir zu erlauben, Ihnen zu helfen.“

„Mir zu helfen!“ wiederholte Mildred mechanisch.

„Ich bin eine gute Krankenwärterin, Sie dürfen es mir glauben. Mein armer Vater starb sehr plötzlich;

aber meine Mutter habe ich während ihrer langen Krankheit ganz allein gepflegt; und sie sagte oft, ich verstehe mich so gut darauf, als wenn ich Unterricht darin genommen hätte. Bitte, lassen Sie mich Ihnen helfen!"

„Sie sind wirklich sehr freundlich", sagte Mildred, welche die größte Lust verspürte, das Anerbieten ebenso bereitwillig anzunehmen, wie es gemacht wurde. „Wie sind Sie nur auf den Gedanken gekommen?"

„Als Frau Arkell heute Morgen nach Hause kam, sagte sie, es ruhe so viel auf Ihnen, daß Sie unmöglich im Stande sein würden, Alles zu thun. Ich glaube, sie dachte daran, Ihnen Triny zur Hülfe zu schicken; aber ich faßte Muth und sagte ihr, wie sehr ich wünsche, Ihnen helfen zu können, und wie ich fände, daß der Umstand, daß Frau Dan meine Pathin sei, mir ein gewisses Anrecht darauf gebe, sie bedienen zu dürfen."

Mildred — Mildred, die sich nicht so leicht von ihren Gefühlen überwältigen ließ, neigte sich plötzlich zu ihr und küßte sie: „Wollen Sie jetzt gleich bei mir bleiben, Betsey, so werde ich mich sehr freuen."

Es bedurfte weiter keiner Worte. Im Nu hatte Betsey Hut und Shawl abgelegt und stand jetzt in ihrem weichen, schwarzen Wollkleide da.

„Bitte, sagen Sie mir, was ich thun soll, Fräulein Arkell, einerlei was; ich kann mich mit Allem behelfen, und Ihr Mädchen wird mir vielleicht eine Schürze leihen.“

Drei Tage, drei Tage schmerzlicher, heftiger Krankheit, und Frau Daniel's letzte Stunde schlug.

Betsey Travice hatte sich nicht mit Unrecht als Krankenpflegerin gerühmt; man konnte sich keine geduldigere und geschicktere Wärterin wünschen. Sie half und tröstete Mildred, welche es als eine besondere Fügung des Himmels ansah, daß er Betsey gerade um diese Zeit nach Westerbury geschickt hatte.

Es war eigenthümlich, daß Betsey Travice noch einmal mit dem jungen Manne in Berührung kommen mußte, dessen Augen ihren Widerwillen in so hohem Grade erregt hatten. An jenem Tage, als die letzte Stunde heranrückte, kam das Mädchen in's Krankenzimmer mit dem Bescheide, daß ein Bote von Herrn John Carr da sei, der Fräulein Arkell selbst zu sprechen verlange.

„Ich kann jetzt nicht hinuntergehen, Ann, das hätten Sie doch wissen müssen“, sagte Mildred.

„Das habe ich auch gesagt, Fräulein“, entgegnete das Mädchen. „Aber er wollte sich nicht abweisen lassen; er sagte, Herr Carr habe es ihm aufgetragen.“

Ohne zu fragen, wer denn der Bote sei, bat Mildred Betsey Travice, an ihrer Statt hinunterzugehen und dem Boten zu sagen, wie die Sachen ständen.

Sehr zu ihrer Ueberraschung sah Betsey sich dem Herrn mit den unangenehmen Augen gegenüber, der ihr vertraulich seine Hand entgegenstreckte.

Er hatte übrigens kein besonderes Anliegen, sondern hatte nur von seinem Vater den Auftrag erhalten, nach Fräulein Arkell selbst zu fragen und ihr persönlich seine Theilnahme an der Krankheit ihrer Mutter auszudrücken. Denn die Nachricht von Frau Daniel's gefährlicher Erkrankung war auch zu Squire Carr gedrungen, und nur dringende Geschäfte hatten John Carr abgehalten, selbst zu kommen. Er schickte aber seinen Sohn Benjamin an seiner Statt.

Betsey, verlegener als je, dankte ihm und erzählte ihm, wie krank Frau Daniel sei, und daß ihre Auflösung nahe bevorstehe. Es sei daher unter diesen Umständen für Fräulein Arkell unmöglich, das Zimmer ihrer Mutter zu verlassen.

„Natürlich", sagte er; „obgleich es mir sehr leid thut, daß dem so ist. Mein Vater wird freilich behaupten, es sei meine Schuld, wie er immer thut, wenn nicht Alles nach seinem Wunsche geht; aber er würde sie wohl nicht gesprochen haben, wenn er auch

selbst gekommen wäre. Wollen Sie mir sagen, wer Sie sind", fuhr er plötzlich ohne Uebergang fort; „Sie saßen neben mir auf der Hochzeit; aber ich habe Ihren Namen vergessen."

„Ich heiße Betsey Travice, wenn Sie es erlauben", sagte sie, und sie zog sich förmlich in sich selbst zusammen, als der Strahl dieser schwarzen stechenden Augen voll auf sie fiel.

„Betsey Travice! Ein hübscher Name. Sagen Sie, bitte was sich schickt, für uns dort oben", fuhr er fort, indem er mit dem Kopfe eine Bewegung gegen die Decke machte. „Ach, und dann habe ich noch vergessen zu bestellen, daß mein Großvater, Squire Carr, morgen selbst hereinkommen wird, um sich zu erkundigen."

Er reichte ihr die Hand und schoß dann zur Vorderthür hinaus; ein großer, kräftiger, schöner junger Mann. Jene Augen, welche Betsey's Abneigung in so hohem Grade erregt hatten, wurden sonst fast allgemein schön gefunden.

Betsey stahl sich wieder hinauf und brachte Mildred die Botschaft. — Dann saßen sie Alle still — Peter, Mildred, Herr und Frau Arkell und Betsey Travice. Um zwei Uhr Nachmittags wurden die Läden der Fenster geschlossen, durch die Frau Daniel nie wieder hinausblicken wird.

Zehntes Kapitel.

Eine Stelle als Kammerjungfer.

Einige Wochen gab Mildred sich dem Kummer hin, und dann fing sie an, Pläne für die Zukunft zu machen. Obwohl sie eine zärtliche, liebevolle Tochter gewesen war, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß der Tod ihrer Mutter das einzige Hinderniß aus dem Wege geräumt hatte, welches sich der Verwirklichung eines Planes, den sie seit Wochen mit sich herumgetragen, entgegengestellt hatte.

Sie wünschte Westerbury zu verlassen; es schien ihr das größte Unglück, dort bleiben zu müssen; aber so lange ihre Mutter am Leben war, hatte sie nicht daran denken können, fortzugehen. Jetzt schien sich Alles ihrem Wunsche zu fügen; denn kein fesselndes Band knüpfte sie mehr an die Heimath, und inmitten

ihrer Trauer um die Verstorbene, hüpfte ihr das Herz beinahe vor Freude bei diesem Gedanken.

Sie wollte also fort von Westerbury; aber wie? in welcher Eigenschaft? — Zur Gouvernante war Mildred nicht gebildet genug, das sah sie ein; aber vielleicht würde es ihr gelingen eine Stelle als Gesellschafterin bei einer kranken Dame zu finden, meinte sie, welche sie pflegen, bedienen und der sie sich im Allgemeinen nützlich machen könnte. Eine solche Stelle beschloß sie daher zu suchen.

Ruhig und still ordnete sie ihre Pläne in ihrem eigenen Gemüthe; still hoffte und betete sie um Kraft von Oben, um im Stande zu sein, sie auszuführen. Niemand hatte eine Ahnung von ihren Absichten. Mildred erschien Anderen, wie sie ihnen immer erschienen war, still und ruhig, von ihren häuslichen Geschäften und der Sorge für ihren kränklichen Bruder ganz und gar in Anspruch genommen. Mildred ging jetzt nur selten zu ihrer Tante. Betsey Travice war nach London zu Frau Dundyke zurückgekehrt, da sie sich auf's Entschiedenste geweigert hatte, derselben untreu zu werden, und William Arkell war mit seiner jungen Frau noch nicht von seiner Hochzeitsreise zurückgekommen.

„Peter“, sagte sie eines Abends, als die beiden

Geschwister noch spät beieinander saßen, „ich habe über die Zukunft nachgedacht.“

„So?“ fragte Peter, ohne sonderlich darauf zu achten, denn er sann wie gewöhnlich über ein Problem nach, welches ein griechisches Wurzelwort als Basis hatte. „Nun, was giebt's?“

„Ich habe die Absicht fortzugehen und zwar für immer!“

Diese Mittheilung weckte sogar Peter aus seinem Sinnen. Er lauschte ihren Auseinandersetzungen, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen; er war überrascht.

„Aber ich kann nicht begreifen, warum Du gehen willst“, sagte er endlich.

„Um unabhängig zu sein.“ Sie hätte ihm natürlich jeden andern Grund eher als den richtigen angegeben.

Peter konnte das nicht begreifen; er meinte, sie sei zu Hause so unabhängig, wie sie nur wünschen könne. „Ich kann Dich wirklich nicht verstehen, Mildred! Unsere Wirthschaft wird gerade so fortgehen wie bisher; ich habe sie erhalten, so lange die Mutter lebte, und ich werde es auch ferner thun.“

„Ja, Peter, das weiß ich wohl. Das ist es nicht, woran ich denke; aber — aber ich glaube, ich

sehne mich nach Veränderung. Ich bin Westerbury's überdrüssig."

„Was willst Du aber anfangen, um von hier fortzukommen?"

„Ich habe die Absicht Oberst Dewsbury und seine Frau zu bitten mir zu helfen, wenn Du nichts dagegen hast. Sie haben viele einflußreiche Freunde in London und auch anderswo, vielleicht können sie mir behülflich sein, eine Stelle zu finden."

„Warum willst Du nach London gehen?" entgegnete Peter. „Es ist voll Gefahren, wie die Leute sagen; ich weiß es freilich nicht, denn ich war nie dort."

„Ich habe keinen besonderen Wunsch nach London zu gehen; es ist mir einerlei, wohin ich gehe." — Sie hätte beinahe gesagt: jeder Ort ist mir recht, wenn es nur nicht Westerbury ist, aber sie besann sich noch zur rechten Zeit und fuhr ruhig fort: „Ich ginge ebenso gern nach London, Peter, als nach einer andern Stadt, und umgekehrt. Es ist mir einerlei, wohin, wenn ich nur einen Wirkungskreis finden kann, der mir zusagt."

„Dein Plan gefällt mir gar nicht", sagte Peter nach einer Pause, während welcher er nachdenklich dagesessen hatte. „Wir beiden sind jetzt allein übrig,

Mildred; und ich finde, wir sollten zusammen bleiben."

„Ich werde Dich zuweilen besuchen."

„Aber, Mildred —"

„Höre mich an, Peter", unterbrach sie ihn mit Entschiedenheit. „Ich habe den Entschluß gefaßt und Du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß ich meine eigene Herrin bin und thun und lassen kann, was ich will. Es ist schon seit einiger Zeit mein Wunsch gewesen, mich ein wenig in der Welt umzusehen; aber so lange unsere Mutter lebte, durfte ich nicht daran denken, sie zu verlassen, und so schwieg ich. Jetzt aber werde ich gehen; ich habe von der Sucht nach Veränderung gehört, ich glaube, sie ist über mich gekommen", schloß sie mit einem matten Versuche zu scherzen.

„Es thut mir leid, Mildred; weiter kann ich nichts sagen. Ich dachte nicht, daß Du Dich so danach sehntest, von mir fortzukommen!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich sehne mich nicht danach, von Dir fortzugehen, Peter; das ist das Einzige, was mich dabei schmerzt. Und wenn es mir schlecht geht, Peter, und ich zu sehr in der Welt herumgestoßen werde, dann werde ich vielleicht bald wieder zu Dir zurückkehren."

Es fiel ihrem Bruder nicht ein, ihr ernstliche Hindernisse zu bereiten; er war sein Leben lang gewohnt gewesen, von Mildred und seiner Mutter geleitet zu werden.

Am nächsten Morgen machte Mildred der Oberstin Dewsbury ihre Aufwartung. Sie wohnte in einem schönen Hause jenseits des Flusses; Mildred hatte aber nur ungefähr zehn Minuten zu gehen, wenn sie die Fähre benutzte.

In dem Zimmer, in welches Mildred geführt wurde, um die Oberstin zu erwarten, befand sich ein so liebliches junges Mädchen, wie Mildred noch nie eins gesehen zu haben meinte. Es war Fräulein Cheveley, eine Waise und Verwandte der Oberstin, die sich seit Kurzem in ihrem Hause aufhielt. Sie stand höflich von ihrem Stuhle auf, als Mildred gemeldet wurde; sie mochte an dem Namen und der tiefen Trauerkleidung errathen, daß es die Schwester des Lehrers sein müsse, welcher den jungen Dewsbury unterrichtete. Mildred konnte die Augen nicht von ihrem Gesichte abwenden — der Teint war so durchsichtig, die dunkelbraunen Augen so sanft, die Wangen so lieblich geröthet.

Die Oberstin ließ nicht lange auf sich warten.

„Lucy, willst Du nach dem Schulzimmer gehen“,

sagte sie, während sie Mildred, welche sie oberflächlich kannte, die Hand schüttelte. „Die Gouvernante giebt Maria Klavierstunde, und die Kleinen sind allein.“

Als Fräulein Cheveley dieser Aufforderung folgend, durch's Zimmer ging, folgten Mildred's Augen ihr bis zum letzten Moment so, daß die Oberstin es bemerken mußte; weshalb Mildred gleichsam entschuldigend sagte: „in meinem Leben habe ich noch nicht ein so schönes Mädchen gesehen!“

„Finden Sie das? Sie hat wirklich ein reizendes Gesicht; aber das kann doch nicht für den Mangel an Figur entschuldigen. Das arme Mädchen!“

„Hat Fräulein Cheveley keine hübsche Figur?“

„Haben Sie es nicht bemerkt? Sie ist verwachsen.“

Mildred hatte es übersehen, weil sie ganz in den Anblick des hübschen Gesichtes vertieft gewesen war; dann wandte sie sich an die Oberstin, entschuldigte ihr Kommen, theilte ihr Anliegen mit und bat sie wie den Obersten, ihr beizustehen, eine Stelle zu finden. „Ich weiß, daß Sie viele einflußreiche Freunde besitzen, gnädige Frau, und —“

„Aber in welcher Eigenschaft suchen Sie eine Stelle?“ unterbrach die Oberstin sie. „Als Gouvernante?“

„Ich würde wohl eine Stelle als englische Gou-

vernante annehmen“, sagte Mildred, indem sie das „englisch“ betonte. „Aber ich verstehe weder französisch, noch kann ich Unterricht im Zeichnen oder in der Musik ertheilen, deshalb fürchte ich, daß ich keine Aussicht habe, auf diese Weise mein Fortkommen zu finden. Ich dachte, es würde mir vielleicht gelingen, eine Stelle als Gesellschafterin zu erhalten, das heißt mit bescheidenen Ansprüchen, wo ich mich nützlich machen könnte.“

Die Oberstin schüttelte mit dem Kopfe. „Solche Stellen sind höchst selten, Fräulein Arkell.“

„Das glaube ich wohl. Vielleicht gelingt es mir nicht; aber in dem Falle würde ich mich auch entschließen als Kammerjungfer zu fungiren.“

„Als Kammerjungfer!“ wiederholte die Oberstin.

Mildred's Wangen glühten; ihr fiel plötzlich ein, was man in der Stadt dazu sagen würde. „Ja, als Kammerjungfer“, sagte sie, fest entschlossen, ihren Vorsatz auszuführen. „Ich glaube, ich habe von Natur nicht viel Stolz, und was ich davon besitze, muß ich unterdrücken lernen.“

„Aber, Fräulein Arkell, entschuldigen Sie, daß ich danach frage — aber ich habe einen Beweggrund dazu — sind Sie auch im Stande, die Pflichten einer Kammerjungfer zu erfüllen?“

„Ich glaube es“, erwiderte Mildred. „Ich werde

mir jedenfalls Mühe geben. Ich habe meine Kleider und Hüte und die Mützen für meine Mutter immer selbst genäht; und Jemandem das Haar zu frisiren macht mir Vergnügen."

Die Oberstin sann nach. „Mich dünkt, ich habe einmal gehört, Sie seien sehr belesen, Fräulein Arkell."

„Das bin ich auch", erwiderte Mildred. „Ich bin in der englischen Literatur sehr gut bewandert; mein guter Vater hat mich darin ausgebildet. Ich könnte Knaben auch Unterricht im Lateinischen bis zum zehnten oder elften Jahre geben", fügte sie mit halbem Lächeln hinzu.

„Können Sie gut laut vorlesen?"

„Ich glaube es; wenigstens habe ich meiner Mutter sehr viel vorgelesen."

„So, nun will ich Ihnen den Zweck meiner vielen Fragen mittheilen, welche Sie hoffentlich nicht übel genommen haben", sagte die Oberstin. „Das letzte Mal, als Lady Dewsbury — die Wittwe von Sir John, dem Bruder meines Mannes, uns schrieb, erwähnte sie in ihrem Briefe, daß sie eine Gesellschafterin suche, welche zugleich die Pflichten einer Kammerjungfer übernehmen könnte. Sie schrieb nur beiläufig davon, und ich weiß nicht, ob sie bereits jemand gefunden hat. Soll ich sie fragen?"

„O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen sehr!“ rief Mildred, sich mit Begier an diese schwache Hoffnung anklammernd. „Es soll mir einerlei sein, was ich zu thun habe; wenn Lady Dewsbury mich nur nehmen will!“

Die Oberstin lächelte über ihren Eifer. Sie schloß daraus, daß der Tod der Mutter das junge Mädchen zwinge, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Mildred ging nach Hause und sagte keinem Menschen ein Wort von dem, was sie gethan, war aber voll von Hoffnung.

Nur eine kurze Zeit der Ungewißheit und Spannung, dann ließ die Oberstin sie zu sich bitten. Lady Dewsbury's Antwort lautete günstig. Sie wollte Mildred engagiren, wenn dieselbe das Verlangte übernehmen wollte.

„Meine Schwägerin fragt vor allen Dingen: ob Sie es aushalten können, wenn Sie nur selten in die Luft kommen? Ob Sie sich auf Krankenpflege verstehen, denn sie ist oft recht leidend und bedarf dann einer Pflegerin, die ihr zugleich Gesellschaft leistet. Aber eine feine Dame, die keine Lust hat, sich nützlich zu machen, kann sie nicht brauchen. — Ich glaube wirklich, Sie passen zu der Stelle, Fräulein Arkell“, schloß die Oberstin.

Mildred war derselben Ansicht und äußerte dies auch.

Die Oberstin entgegnete lächelnd: „Eigentlich hat meine Schwägerin meinem Manne und mir unbeschränkte Vollmacht gegeben, Sie zu engagiren, wenn wir Sie für passend hielten.“

„Und Sie halten mich für passend, nicht wahr?“ fragte Mildred eifrig.

„Ja, und ich werde Sie sogleich engagiren. Es ist nur noch das Gehalt zu besprechen. Lady Dewsbury bietet Ihnen für das erste Jahr dreißig Pfund, für das zweite vierzig und später fünfzig Pfund.“

„Fünfzig!“ wiederholte Mildred erstaunt.

„Haben Sie mehr erwartet?“ fragte die Oberstin.

„Nein, viel weniger!“ lautete die offenherzige Antwort. „Ich habe über das Gehalt fast gar nicht nachgedacht und erwartete zehn, höchstens zwanzig Pfund.“

Die Oberstin lächelte. „Lady Dewsbury ist in jeder Beziehung freigebig, Fräulein Arkell, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie Ihr Gehalt verdoppelte, falls Sie länger bei ihr blieben.“

Wäre nicht der heimliche Kummer gewesen, der Tag und Nacht an ihrem Herzen nagte, so hätte Mildred, als sie nach Hause ging, nicht gewußt, ob sie

tanzen oder schweben sollte. Die Aussicht, fünfzig Pfund jährlich zu verdienen, war für ein unerfahrenes Mädchen wie sie, das in ihrem Leben nie mehr als ein paar Kronen zur Zeit besessen, genug, um ihr den Kopf zu verdrehen.

Es sollte aber nicht alles so glatt gehen. Mildred hatte ihrer Tante ihren Plan noch nicht mitgetheilt, denn um die Wahrheit zu sagen, sie scheute sich davor, weil sie wußte, daß es nicht ohne Kampf abgehen würde. Jetzt aber durfte sie es nicht länger aufschieben; in acht Tagen sollte sie nach London reisen, und so ging sie denn geraden Weges zur Tante. Wie sie erwartet hatte, so geschah es; Frau Arkell nahm die Nachricht nicht nur überrascht auf, sondern war sehr empört darüber.

„Weißt Du, was Du vor hast, Kind? Sprich mir nicht davon, daß Du Peter nicht zur Last fallen willst! Du —“

„Tante, höre mich doch an!“ bat Mildred, und der Leser wolle bemerken, daß sie zu ihrer Tante kein Wort von dem sprach, was sie zu Peter gesagt hatte, daß sie die Welt zu sehen wünsche. Für Frau Arkell hatte sie ganz andere Beweggründe, welche sie übrigens in Wahrheit nicht wenig beeinflußten — zu ihr sprach sie nämlich von Peter's Interessen. „Ich darf

und will Peter nicht zur Last fallen, Tante. Du weißt, wie sehr er wünschte, die Universität zu besuchen; aber wie soll er jemals dahin kommen, wenn er keine Ersparnisse zurücklegt? Wenn ich zu Hause bleibe, muß die Wirthschaft so fortgehen wie bisher, und dann bleibt kein Schilling für Peter übrig. Nein Tante, ich würde mich schämen, das zu thun. So lange die Mutter lebte, war es etwas Anderes."

„Aber wenn wir wirklich von Peter sprechen wollen", entgegnete Frau Arkell verdrießlich — „wie viel Unterschied, glaubst Du denn, wird es für ihn machen, wenn Du fortgehst — höchstens kann es sich um zwanzig Pfund handeln. Was soll es heißen, mir mit solchen Vorwänden zu kommen?"

„Das habe ich nicht gethan, Tante. Peter und ich haben diese Sachen besprochen, seit ich den Entschluß gefaßt habe, und ich glaube, er beabsichtigt, das Haus zu vermiethen."

„Zu vermiethen!"

„Es ist jetzt zu groß für ihn. Er will es, wenn er kann, meublirt wie es ist, vermiethen."

„Und selbst auf der Straße liegen?"

„Er wird schon Zimmer für sich finden", sagte Mildred, welche Frau Arkell's ungewöhnliche Reizbarkeit mit ihrer Liebe entschuldigte. „Und siehst Du

nicht ein, Tante, welch' ein Vortheil das für ihn sein wird? Er kann auf diese Weise einen großen Theil seines Verdienstes zurücklegen und dies, zusammen mit der Miethe für sein Haus, wird ihn bald in den Stand setzen, nach der Universität zu gehen."

„Ich sehe garnichts ein, als daß es eine sehr verkehrte Idee von Dir ist, eine Stelle anzunehmen. Wir können es nicht zugeben, Mildred."

„O, Tante, sage das nicht", bat Mildred. „Peter muß sparen."

„Laß ihn sparen! Ich finde das ganz in der Ordnung. Aber Du mußt zu uns kommen, Mildred. Sei Deinem Onkel und mir eine Tochter in unserem Alter. Seit William uns verlassen, ist unser Haus nicht mehr was es war, und wir fühlen uns so einsam. Wir dachten einmal — Du nimmst es jetzt wohl nicht übel, wenn ich es sage — daß Du wirklich unsere Tochter werden würdest, und in dem Fall wäre Deine und William's Heimath bei uns gewesen. Ihr hättet uns dann nie verlassen dürfen."

„Tante —"

„Sei ruhig und höre mich an, Mildred. Es ist kein plötzlicher Einfall dieser Vorschlag, weil Du mir damit drohst, eine Stelle annehmen zu wolleu. Dein Onkel und ich haben längst die Absicht gehabt, Dich

zu uns zu nehmen; aber wir mochten Peter nicht gleich ganz allein lassen. Weißt Du es denn nicht von Deiner Mutter, Mildred, daß dies ein alter Plan ist?“

Nein, Mildred wußte es nicht. Sie saß und zupfte an dem Kreppbesatz ihres Kleides; sprechen konnte sie nicht, das Herz war ihr zu voll.

„Wenige Tage nach dem dummen Mißverständniß — aber die Schuld lag wirklich an William, und das habe ich ihm auch immer gesagt — ging ich, um mich mit Deiner Mutter darüber auszusprechen. Ich sagte ihr, wie bitter mein Mann und ich enttäuscht wären, aber in einer Hinsicht werde es keinen Unterschied machen, denn wir würden Dich immer als unsere Tochter betrachten und Dich zu uns in's Haus nehmen, wenn — nun, wenn Du einer andern Heimath bedürfen solltest. Und das kann ich Dir sagen, Mildred, Deine Mutter freute sich über diesen Plan, was Du nicht zu thun scheinst.“

Mildred's Augen schwammen in Thränen. Sie fühlte, sie würde in Schluchzen ausbrechen, wenn sie den Versuch machen wollte zu sprechen. Sie schwieg daher und ihre Tante fuhr fort:

„Deine Mutter sagte mir, es sei damit eine Last von ihrem Herzen genommen. Das Haus gehört Peter, wie Du weißt, und er wird es nie verkaufen.

Das Meublement aber gehörte Deiner Mutter, und sie hatte eigentlich die Absicht, es Dir zu vermachen; als sie aber sah, daß gut für Dich gesorgt werden würde, beschloß sie, das Haus nicht seiner Ausstattung zu berauben. Ein Testament jedoch hat sie nicht gemacht, und nach dem Gesetz würde Dir wohl die Hälfte davon zufallen, aber Du bedarfst dessen nicht, Mildred, denn Du mußt zu uns kommen."

„O, Tante, Du und der Onkel, Ihr seid beide so gut gegen mich", schluchzte sie. „Wie gern wäre ich zu Euch gekommen, um Euch zu pflegen, aber wirklich —"

„Wirklich — was?" fragte Frau Arkell, als Mildred inne hielt.

„Ich kann — ich kann nicht kommen", murmelte sie in ihrer Verzweiflung.

„Aber warum nicht? — Aus welchem Grunde nicht?"

„O, Tante, frage mich nicht! Ich muß fort von Westerbury."

William's Eintritt unterbrach die Unterredung. Mildred fuhr erschreckt von ihrem Sitze empor; ihr armes Herz schlug heftig. Sie wußte nicht, daß das junge Ehepaar zurückgekommen war; sie hatte gehofft, sie würde Westerbury den Rücken gewendet haben vor

ihrer Rückkehr, und nun erfuhr sie, daß sie am Abend vorher eingetroffen.

„Ich kann aus Mildred nicht klug werden“, rief Frau Arkell ihrem Sohne entgegen; und in ihrem Aerger und Verdruß erzählte sie ihm, worum es sich handelte. „Eine solche Unvernunft ist mir noch nicht vorgekommen!“

Mildred berührte die Hand, die er ihr zum Gruß entgegenstreckte und trocknete ihre Thränen, so gut sie konnte. Er sah gut aus — stattlich, edel wie gewöhnlich und — glücklich!

„Sieh' Du zu, ob Du ihren Entschluß erschüttern kannst, William. Ich habe mich vergeblich darum bemüht.“

Frau Arkell verließ das Zimmer schnell, und Mildred drückte ihr Taschentuch vor ihr bleiches Gesicht, indem sie aufstand.

Es war keine angenehme Aufgabe, welche William Arkell zugewiesen war, und mancher weniger feinfühlende Mann hätte wohl eine kalte Entschuldigung vorgebracht und sich empfohlen. Er aber näherte sich ihr zögernd und tief bewegt.

„Giebt es etwas, das ich Dir sagen kann, Mildred, welches Dich bewegen würde, Deinen Vorsatz aufzugeben und in Westerbury zu bleiben?“

„Nichts“, entgegnete sie.

„Warum beharrst Du dabei, Deinen Geburtsort zu verlassen? Warum ist es Dir so zuwider, hier zu bleiben?“ fuhr er fort.

Sie wollte ihm antworten — sie versuchte es — aber als er so vor ihr stand, sie fragend: warum die Heimath ihrer Kindheit ihr zuwider geworden — er, der Gatte einer Andern — da überkam sie das volle Gefühl der Verlassenheit, ihre Selbstbeherrschung verließ sie, und das Gesicht in die Hände verbergend, schluchzte sie laut.

William Arkell, beinahe ebenso tief bewegt wie sie, trat dicht an sie heran. Er ergriff ihre Hand — er beugte sich über sie und flüsterte zärtlich: „O, Mildred, wenn ich Dir Kummer bereitet habe — wenn ich schuld an Deinem Schmerze bin, so flehe ich Dich an: vergieb es mir! Es geschah wider Willen! O, Mildred, sage mir, daß Du das glaubst!“

Sie winkte ihm fortzugehen; es war ihr, als müsse sie ersticken bei dem Bemühen, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

„Mildred, ich muß sprechen; ich habe es im Herzen immer gewünscht, seit — Du weißt, seit wann“, flüsterte er mit vor innerer Bewegung halb erstickter Stimme, während er ihre beiden Hände ergriff und

sie festhielt. „Ich habe in der letzten Zeit, seit meiner Verheirathung — oft gedacht: es wäre besser für mich gewesen, wenn wir beide uns früher verstanden hätten. Du willst in die Welt hinausgehen wie eine einsame Wanderin, und ich werde zu Hause bleiben, aber ich fürchte, mein Pfad wird nicht mit Rosen bestreut sein, obgleich es meine freie Wahl war. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern."

„Ich muß nach Hause", unterbrach sie ihn, einer Ohnmacht nahe; „Du prüfst mich über meine Kräfte." Er fuhr aber fort, als habe er nicht gehört, was sie sagte.

„Können wir denn nicht Beide festhalten, was uns noch geblieben ist? Bleibe in Westerbury, Mildred. Ziehe zu meinen Eltern; sei ihnen eine Tochter und mir eine liebe Schwester."

„Ich werde nie mehr in Westerbury wohnen, nie, nie mehr. Laß uns einander Lebewohl sagen."

Es entstand eine Pause. „Kann nichts Dich zu einem andern Entschlusse bewegen, Mildred?"

„Nichts."

„So vergiß nie, daß Du mir sehr theuer bist. Wenn Du jemals eines Freundes bedürfen solltest, Mildred — oder irgend welcher Hülfe — so vergiß nicht, daß ich für Dich immer zu finden bin. Ich bin

jetzt ein verheiratheter Mann; aber ich sage es Dir frei: wenn Du fortgehst, hat die Stadt für mich eine ihrer schönsten Zierden verloren."

„Laß mich gehen!" flüsterte sie. „Ich kann es nicht ertragen."

Er schloß sie einen Augenblick in seine Arme und küßte sie herzlich. „Vergieb mir, Mildred, wir sind ja Vetter und Cousine; vergieb mir alles Leid, was ich Dir zugefügt. Gott segne Dich und begleite Dich auf allen Deinen Wegen!"

Den Kreppschleier vor dem Gesichte, den bittern Schmerz im Herzen, ging Mildred fort. Auf dem Hofe begegnete ihr William's Frau, die in vollem Staate kam, um ihren Schwiegerältern den ersten Besuch zu machen. Sie streckte Mildred die Hand entgegen und schlug den Schleier zurück; ihr Antlitz strahlte.

Ein verworrenes Grüßen — eine leere Entschuldigung, daß sie Eile habe — eine gleichgültige Antwort von der andern Seite — und Mildred eilte weiter.

Alle Hindernisse waren also beseitigt, und die arme Mildred konnte ihre Heimath verlassen um sich unter Fremden eine neue zu suchen. Aber von diesem Tage an ward sie eine Andere — sie wurde kalt und leidenschaftslos, und die Leute machten ihr Vorwürfe

und stellten Vermuthungen darüber an, was mit ihr vorgegangen sei.

Wie manchem einsamen Mädchen begegnen wir nicht im Leben, das denselben Vorwurf zu verdienen scheint! — Nie sehe ich eine von ihnen, ohne mich im Stillen zu fragen, ob ihr warmes Herz nicht einst verschmäht worden ist, wie das der armen Mildred Arkell.

Elftes Kapitel.

John Carrs Heirathsantrag.

Nein! Eine so interessante Neuigkeit hatte es nicht gegeben in Westerbury, seit Robert Carr mit Martha Ann Hughes davonging — Mildred Arkell hatte eine Stelle als Kammerjungfer angenommen.

Dies war das Gerücht, welches sich zu Frau Arkell's größtem Aerger in Westerbury verbreitete. Vergeblich bemühte sie sich, den Leuten begreiflich zu machen, daß ihre eigensinnige, halsstarrige Nichte eine Stelle als Gesellschafterin angenommen; die Leute schüttelten den Kopf und behaupteten, sie wüßten es besser; und wir müssen es gestehen, Mildred selbst war an dieser Annahme schuld; denn sie erzählte Allen, daß sie sowohl das Amt einer Kammerjungfer wie das einer Gesellschafterin zu versehen haben werde.

Die Nachricht rief einen förmlichen Aufruhr in der Stadt hervor, und von allen Seiten wurden Mildred Vorstellungen gemacht. Wie konnte sie nur daran denken, Peter sich selbst zu überlassen? — Noch dazu, da es verlautete, daß Herr und Frau Arkell sie gern als ihre Tochter angenommen haben würden? Mildred suchte allen Fragen aus dem Wege zu gehen und sich, so viel sie konnte, in sich selbst zu verschließen.

Sie konnte damit jedoch nicht allen Unannehmlichkeiten entgehen, und eine ganz besondere betraf sie noch an dem Morgen vor ihrer Abreise. Derjenige, welcher sie ihr bereitete, that es freilich nicht absichtlich, denn er wollte ihr eine Ehre erweisen.

Es war John Carr, der Sohn und Erbe des Squires. Er kam in voller Gala — in seiner Equipage und mit einem Diener. Er war ein kleiner Mann, mit gemeinen Zügen und dünnen Lippen; auch hatten seine hellen Augen einen kleinen Anflug von Schielen. Mildred war sein Besuch sehr ungelegen, nicht, weil sie eifrig mit Packen beschäftigt war, sondern weil sie ahnte, warum er käme.

Vor ungefähr einem Jahre hatte John Carr heimlich um ihre Hand angehalten. Sie hatte ihm ohne Weiteres auf das bestimmteste einen Korb gegeben;

und seitdem war es ihr immer unangenehm gewesen, ihm zu begegnen. Sie konnte ihm aber dieses Mal nicht entgehen, denn das Mädchen hatte gesagt, sie sei zu Hause.

Sie hatte ihn in das beste Zimmer gezeigt, welches nur selten benutzt wurde; er stand dort in Stulpenstiefeln und mit einer Rose im Knopfloch. Mildred sah auf den ersten Blick, was ihr bevorstand — ein zweiter Heirathsantrag. Sie lehnte denselben ab, ehe er noch recht damit zu Worte gekommen war.

„Aber Sie dürfen mich nicht zurückweisen, Fräulein Arkell, Sie dürfen es nicht“, wiederholte er. „Sie wissen, wie sehr ich mich nach Ihnen gesehnt habe; und — ist es denn wahr, daß Sie eine Stelle in London angenommen haben?“

„Buchstäblich wahr“, sagte Mildred. „Ich gehe als Gesellschafterin und Kammerjungfer zu Lady Dewsbury.“

„Aber das ist doch wirklich zu arg. Da sollten Sie doch lieber zu mir kommen; Sie haben mir freilich verboten, wieder von der Sache zu sprechen —“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Carr; aber Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus. Ich habe nicht eine Stelle angenommen, weil mir kein anderer Ausweg bleibt. Ich kann hier bei meinem Bruder

bleiben, wenn ich will. Meine Tante und mein Onkel haben mich dringend eingeladen, zu ihnen zu kommen. Ich gehe nur, weil es mein Wunsch ist zu gehen, weil ich mich nach Veränderung sehne. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir noch einmal einen Antrag zu machen; aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, ich hätte es noch freundlicher gefunden, wenn Sie sich mit meiner ersten Antwort begnügt hätten."

„Warum wollen Sie mich nicht haben, Fräulein Arkell? — Aber ich weiß es schon; es ist, weil ich bereits zwei Frauen gehabt habe. Ich habe sie aber beide glücklich gemacht; ich —"

„Bitte, sprechen Sie nicht weiter, Herr Carr", unterbrach sie ihn. „Bitte, begnügen Sie sich mit dem, was ich Ihnen gesagt habe, und lassen Sie den Gegenstand fallen."

John Carr aber ließ nie einen Gegenstand fallen, wenn er Lust hatte ihn fortzusetzen, und er suchte gern nach Gründen, wenn ihm etwas nicht nach dem Sinn gehen wollte.

„Ich bin der Erbe meines Vaters nach seinem Tode und ich kann Ihnen einen hübschen Wittwengehalt aussetzen, Fräulein Arkell."

„Ich bedarf dessen nicht und danke dafür", ent-

gegnete Mildred gereizt. Von Jugend auf war John Carr ihr besonders zuwider gewesen.

„Die Kinder werden wohl schuld an Ihrer Abneigung sein“, brummte Herr Carr. „Aber darum brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Valentin muß freilich zu Hause bleiben; denn es ist in unserer Familie nicht Sitte, den ältesten Sohn in die Welt hinauszuschicken. Benjamin aber wünscht zu reisen, und ich werde ihn nächstens fortschicken; ich habe ihn schon einmal fortgeschickt, aber es gefiel ihm nicht und er kam wieder. Emma wird sich hoffentlich bald verheirathen, und dann sind nur noch die Kleinen da. Sie werden die Herrin des Hauses sein und die Herrschaft führen, wie meine zuletzt verstorbene Frau es gethan. Mein Antrag ist wirklich nicht zu verachten, Fräulein Arkell.“

„Ich verachte ihn nicht“, entgegnete Mildred; „aber ich kann ihn auch nicht annehmen.“

„Warum denn nicht? Wollen Sie sich nie verheirathen?“

Diese Frage rief eine bittere Erinnerung wach, und ein brennendes Roth überzog ihre Wangen.

„Ich werde mich nie verheirathen, Herr Carr; wenigstens glaube ich das jetzt. Jedenfalls werde ich nie daran denken, bis ich versucht habe, ob ich mich

nicht in der abhängigen Stellung bei Lady Dewsbury glücklich fühlen kann."

John Carr ging niedergeschlagen fort, stieg auf seinen Wagen, hieb auf die Pferde und fuhr nach dem anderen Ende der Stadt, um seinen Onkel, Marmaduke Carr zu besuchen. Niemand außer ihm selbst wußte, mit welch' begierigen Augen er nach der Erbschaft seines Oheims schielte.

Lady Dewsbury wohnte im Herzen des fashionablen Theils von London. Mildred reiste allein zu ihr. Frau Arkell hatte viel darüber hin und her gesprochen; aber Mildred beharrte dabei, wenn sie nicht im Stande sei, sich auf einer Reise am hellen Tage selbst zu beschützen, so werde sie nimmer die Bahn gehen können, welche sie sich selbst gesteckt. Sie stieß auch auf keinerlei Fährlichkeiten, denn ihr Onkel hatte dem Postillon Auftrag gegeben, ihr einen Wagen zu besorgen, wenn sie am Ziel ihrer Reise angekommen sei.

Die größte Ueberraschung, welche Mildred widerfuhr, als sie Lady Dewsbury's Haus betrat, bestand darin, daß sie eine junge Dame vorfand. Sie hatte sich die Wittwe des ältesten Bruders von Oberst Dewsbury — der selbst bereits ergraut war — als eine Dame von ungefähr funfzig Jahren vorgestellt. Lady

Dewsbury jedoch sah aus, als sei sie nicht älter als dreißig; und Mildred konnte das nicht recht begreifen, weil sie wußte, daß ein erwachsener Sohn, Sir Edward da war. Lady Dewsbury war nicht hübsch; sie hatte ein kränkliches Aussehen, und ihre Zähne waren sehr hervorstehend; aber der Ausdruck ihres Gesichtes war gut und freundlich, und Mildred fühlte sich auf den ersten Blick von ihr angezogen.

Lady Dewsbury saß in einem eigens für sie gemachten Krankenstuhl, und Mildred erfuhr später, daß sie ein inneres Leiden habe, das zwar an sich nicht gefährlich, aber sehr langwierig und oft schmerzlich war. Es zwang sie, das Leben einer Kranken zu führen; selten konnte sie ausgehen und fast ebenso selten Besuche empfangen. Die Aerzte behaupteten, wenn sie die nächsten zehn Jahre überstehe, könne sie wieder ganz gesund und kräftig werden.

Nichts konnte freundlicher und herzlicher sein, als die Art und Weise, wie sie Mildred aufnahm. Sie empfing sie mehr als ihres Gleichen denn als Dienende. Mildred fühlte sich dadurch sehr erleichtert; denn in ihrer Einbildungskraft war eine Lady eine sehr bedeutende Persönlichkeit; und sie wußte anfänglich kaum mit der Anrede fertig zu werden. Aber auch darin kam ihr Lady Dewsbury zu Hülfe.

„Meine Liebe, nennen Sie mich einfach Lady Dewsbury, wenn Sie mich anreden. Ich glaube, die Oberstin schrieb mir, Sie hätten sich verbindlich gemacht, meine Kammerjungfer zu sein?“

„Ja“, antwortete Mildred.

„Ich bat sie, dies zu sagen, weil ich, wenn ich meine schlimmen Tage habe, manchen kleinen Dienst von Ihnen begehren werde, der eigentlich einer Kammerjungfer zukäme, und ich Sie in keiner Weise täuschen wollte. Aber werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, ich wünschte, daß Sie mir solche Hülfleistungen nicht als Dienende sondern als Freundin erweisen möchten?“

„Es wird mich sehr freuen, etwas für Sie thun zu können“, entgegnete Mildred.

„Ich mag nicht gern zwei Personen beständig in meiner Nähe haben. Ich habe es versucht, und es hat sich als unpractisch erwiesen. Bis meine Schwester sich verheirathete, war sie bei mir und leistete mir Gesellschaft; und außerdem hielt ich eine Kammerjungfer. Nachdem meine Schwester mich verlassen, engagirte ich ein junges Mädchen an ihrer Stelle; sie konnte sich aber nicht mit der Kammerjungfer vertragen; die Beiden waren eifersüchtig auf einander und verbitterten mir das Leben so, daß ich Beide

gehen ließ. Dann kam mir der Einfall, daß ich vielleicht Einer beide Aemter übertragen könne, wenn es mir glücken sollte, ein gebildetes und häuslich erzogenes junges Mädchen zu finden, welches sich nicht für zu gut hielte, eine Kranke zu pflegen. — Zufällig schrieb ich darüber an meine Schwägerin."

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein", war Alles, was Mildred zu antworten vermochte.

„Sie gefallen mir schon jetzt sehr", erwiderte Lady Dewsbury. „Ich fasse leicht eine Vorliebe oder Abneigung zu jemandem, und ich habe bereits eine große Vorliebe zu Ihnen gefaßt. Lassen Sie mich in meinen Auseinandersetzungen fortfahren. Sie werden weder als Dienende betrachtet noch behandelt werden. Sie werden gewöhnlich in meinem Zimmer sitzen und Ihre Mahlzeiten mit mir einnehmen, wenn ich allein bin. Habe ich Besuch, so werden Sie allein in Ihrem Zimmer speisen. Die Mädchen werden Sie bedienen und Ihnen alle schuldige Achtung erweisen. Ihnen habe ich nicht gesagt, daß Sie als Kammerjungfer hierherkommen würden, sondern als meine Freundin und Gesellschafterin."

Mildred fühlte sich durch diese freundliche Aufnahme ganz überwältigt.

„In Wirklichkeit werden Sie in vieler Beziehung

meine Kammerjungfer sein“, fuhr Lady Dewsbury fort; „Sie werden mich an- und ausziehen. Sie werden in dem Zimmer schlafen, welches an das meine stößt, und die Thür muß offen stehen, damit Sie hören können, wenn ich rufe; denn, es thut mir leid, aber meine Schmerzen sind zuweilen so groß, daß ich plötzlich Hülfe in der Nacht bedarf. Als meine Gesellschafterin haben Sie das Amt mir vorzulesen, meine Briefe für mich zu schreiben, mich auf Reisen zu begleiten, mir bei meinen Stickarbeiten, von denen ich eine große Liebhaberin bin, zu helfen; Besorgungen für mich zu machen, den Dienstboten Befehle zu ertheilen, wenn ich selbst zu krank bin, um es zu thun, die Haushaltungsbücher zu führen und immer — geduldig, willig und guter Laune zu sein“, schloß sie lachend.

Mildred sah sie zur Antwort mit ihrem sanften Lächeln an.

„Es ist mein Ernst, Fräulein Arkell“, begann Lady Dewsbury auf's Neue. „Geduld ist unerläßlich für eine Krankenpflegerin; ich könnte es nicht ertragen, auch nur einen Tag einen Menschen um mich zu haben, der sich widerwillig oder übler Laune zeigte. Es ist mir immer gegenwärtig, wie viel Mühe ich Anderen verursache; aber es wäre mir unerträglich, wenn Andere

mich auch noch durch ihr unfreundliches Gesicht daran erinnern wollten. Von dem Schlimmsten habe ich noch gar nicht geredet, ich meine von dem Zuhausebleiben. Wenn ich wohl bin wie jetzt, können Sie zuweilen ausgehen; aber zuweilen bin ich wochenlang so krank, daß ich kaum aus dem Zimmer, oft nicht einmal aus dem Bette komme, und dann werden Sie vielleicht auch nicht im Stande sein, einen Schritt aus der Thür zu setzen."

„Daraus mache ich mir nichts, Lady Dewsbury", entgegnete Mildred mit Herzlichkeit. „Ich bin nicht an vieles Ausgehen gewöhnt; das habe ich der Frau Oberstin auch gesagt. O, wenn ich es Ihnen nur recht machen kann, werde ich gern Alles thun, was Sie wünschen. Ich glaube, die Stelle wird sehr, sehr passend für mich sein, ich habe nicht erwartet, es so gut zu treffen."

„Für wie alt halten Sie mich?" fragte Lady Dewsbury plötzlich. „Oder hat meine Schwägerin es Ihnen vielleicht gesagt?"

Die letzte Frage überhörend, antwortete Mildred offenherzig. „Ich halte Sie für ungefähr dreißig; aber ich — ich hatte mir eingebildet, Lady Dewsbury — daß Sie wenigstens funfzig Jahre alt sein müßten; ich habe nämlich geglaubt, Sir Edward sei schon einige zwanzig Jahre."

„Sir Edward? — Was hat das damit zu thun? — o, ich verstehe. Sie halten Sir Edward für meinen Sohn; aber er ist beinahe ebenso alt wie ich, und ich bin fünfunddreißig Jahre alt. Ich bin Sir Dewsbury's zweite Frau gewesen und habe nie Kinder gehabt. Sir Edward kommt zuweilen hierher, um mich zu besuchen. Wir sind sehr gute Freunde."

Darauf schickte Lady Dewsbury Mildred fort, um sich ihr Zimmer anzusehen. Es war ein sehr freundlicher, herzlicher Empfang gewesen, der Mildred sehr glücklich machte und ihr die Verheißung in sich zu tragen schien, daß sie sich hier behaglich fühlen und recht lange bleiben werde.

Lady Dewsbury hatte, wie gesagt, gerade eine gute Periode, und Mildred fand daher Gelegenheit, um Erlaubniß zu bitten, Betsey Travice einen Nachmittag besuchen zu dürfen. Sie schickte ihr vorher Nachricht, daß sie kommen würde, und Betsey erwartete sie daher. Frau Dundyke, eine starke Dame, in abgetragenem schwarzem Seidenkleide, hatte ein reichliches Mahl, bestehend in Kuchen, Brot und Butter, Krabben und Brunnenkresse bereitet.

Das Wohnzimmer, nahe bei der Küche, war sehr schäbig, und die verschiedenen Klingelzüge des Hauses schienen in unaufhörlicher Bewegung erhalten zu werden.

Frau Dundyke ging ein und aus, um das Mädchen anzutreiben, sich nach den Wünschen der verschiedenen Einlogirer zu erkundigen; und zwei ungezogene, weinerliche Kinder, von denen eines achtzehn Monate und das andere drei Jahre zählte, nahmen Betsey's Aufmerksamkeit fast ganz in Anspruch, so daß Mildred sich nicht genug wundern konnte, wie Betsey Lust haben könne, dort zu bleiben.

„Ich bin wirklich gern hier", versicherte Betsey ihr aber. „Frau Dundyke ist nicht hübsch; aber sie ist sehr gutherzig, und das ist sehr viel werth. Außerdem —"

„Nun?" — fragte Mildred; denn Betsey war plötzlich verstummt.

„Außerdem ist David da", lautete die verschämte Antwort.

„David?"

„Der Sohn von Frau Dundyke. Wir gedenken eines Tages Mann und Frau zu werden."

Mildred hatte die Ehre dem besagten Herrn vorgestellt zu werden, ehe sie fortging. Er war ein junger Mann von mehr als mittlerer Größe, etwas dreist und zuversichtlich in seinem Auftreten. Er war nicht häßlich und war auch recht gut gekleidet; denn das Haus in Fenchurchstreet, in dem er angestellt war, würde bei

keinem seiner Gehülfen einen schäbigen Rock geduldet haben. Die Episode der Hemdsärmel, des Stiefelputzens und Kohlentragens, welche so lebhaft vor Charlotte Travice's Geiste stand, ward heimlich am frühen Morgen und späten Abend abgemacht. Davon sah und hörte Mildred nichts.

„Er bekommt jetzt achtzig Pfund jährlich", flüsterte Betsey Mildred zu; „das nächste Jahr wird er einhundert und funfzig bekommen; und wenn er es so weit gebracht hat" — die gerötheten Wangen, die niedergeschlagenen Augen vollendeten den Satz.

„Die Krabben da sind nicht schlecht; wollen Sie nicht noch einige davon nehmen?"

Mildred schrak förmlich zusammen, nicht über die Aufforderung, sondern über den Dialect, den Herr Dundyke sprach. Es war das erste Wort, welches sie ihn sagen hörte — hatte er im Scherz so gesprochen? Nein; es war seine Art so. Sie sah Betsey Travice mitleidig an; Charlotte Travice an ihrer Stelle würde sie statt dessen empört angesehen haben. Betsey aber war an ihn gewöhnt und empfand es nicht als eine Demüthigung.

„Mutter, quäle Dich doch nicht beständig um das Mädchen", sagte David, als Frau Dundyke abermals nach der Küche lief, um das Mädchen anzütreiben. „Du

wirst Dein Leben nicht dadurch verlängern. Betsey, setzen Sie die Schreihälse nieder, und schenken Sie mir eine Tasse Thee ein. Ist Ihnen nichts mehr gefällig, Fräulein Arkell?"

„Betsey", fragte Mildred leise, als sie einen Augenblick allein waren, bevor sie ging: „Lieben Sie Herrn Dundyke?"

Der Ausdruck von Betsey's Gesicht genügte als Antwort.

„Mir däucht, Sie sollten sich nicht übereilen. Sie sind jung, und Herr Dundyke ist auch jung — und — und wenn Sie mehr Erfahrung hätten, würden Sie sich vielleicht nicht mit ihm verlobt haben."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Rath; Charlotte hat mir dasselbe gesagt; aber es wird noch etwas währen, bis wir an Hochzeit denken können."

„Betsey — Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, daß ich es sage — aber ist Herr Dundyke, mit seinem offenbaren Mangel an Bildung, ein passender Mann für Sie?"

„Er besitzt wirklich mehr Bildung, als es den Anschein hat", entgegnete Betsey. „Er hat den schlechten Dialect von seiner Mutter gelernt, wie Sie bemerken müssen, und er setzt gewissermaßen seinen Stolz darin, ihn nicht abzulegen, nicht den feinen Herrn zu spielen,

wie er sich ausdrückt. Und in seinem Geschäfte ist er sehr tüchtig."

Mildred konnte diese Art von Stolz nicht begreifen. Betsey Travice bemerkte ihr ernstes Aussehen und fuhr fort: „Was für eine Erziehung habe ich denn genossen, Fräulein Arkell? Keine. Ich habe Lesen, Schreiben und Buchstabiren gelernt, und weiter nichts. Wenn ich wie eine Dame spreche, so kommt das, weil ich von Geburt eine bin, weil Papa und Mama und Charlotte gut sprechen und ich es von ihnen lernte. Sonst habe ich keinen Unterricht gehabt; ich bin all' mein Leben lang unterdrückt worden. Charlotte ward zur Dame erzogen, und ich zur Arbeit. Als ich sechs Jahre alt war, mußte ich Mama und Charlotte schon bedienen. Ich beklage mich nicht darüber; ich arbeite gern; aber ich erzähle es Ihnen, damit Sie einsehen, daß ich in keiner Weise zu gut für David Dundyke bin."

Mildred wußte wirklich nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Liege ich nicht in diesem Augenblicke seiner Mutter zur Last?" fuhr sie fort. „Ich weiß wohl, daß ich in gewisser Beziehung mein Brot verdiene; denn wenn ich nicht hier wäre, würde Frau Dundyke ein Mädchen bei den beiden kleinen Kindern halten müssen. Ich

habe aber durchaus keine Aussichten, habe Niemanden in der Welt, der mir helfen würde; es ist also von David's Seite großmüthig, daß er mich zu seiner Frau machen will."

„Ihre Schwester müßte Sie zu sich in's Haus nehmen, da sie jetzt in der Lage ist, es Ihnen anbieten zu können."

Betsey schüttelte den Kopf. „Sie kennen Charlotte nicht", war alles, was sie zur Antwort gab.

Mildred ließ den Gegenstand fallen. Sie nahm einen Ring aus ihrer Börse, einen mit Perlen eingefaßten Smaragd und gab ihn Betsey: „Er hat meiner Mutter gehört, und ich habe ihn für Sie mitgebracht. Sie hatte zwei von diesen Ringen; der eine hatte einer früh verstorbenen Schwester gehört. Den anderen trage ich. Meine Mutter war arm, Betsey, sonst hätte sie ihrem Pathchen wohl etwas Werthvolleres hinterlassen."

Betsey war ganz überwältigt von diesem Beweise der Freundschaft. Der Contrast zwischen dem Benehmen ihrer Schwester, und der Freundlichkeit der Familie Arkell im Allgemeinen, machte einen tiefen Eindruck auf die bescheidene Betsey.

„Ist Charlotte nach Hause gekommen?" fragte sie nach einer Pause.

„Haben Sie keine Nachricht von ihr erhalten?"

fragte Mildred erstaunt. „Sie kam nach Hause, noch bevor ich Westerbury verließ.“

Betsey schüttelte verneinend den Kopf. „Wir werden nicht mit einander correspondiren; Charlotte sagte, es passe sich nicht; unsere Lebenswege gingen weit auseinander, ihrer nach oben, meiner nach unten, und sie habe keine Lust, mich als Schwester anzuerkennen. Ich weiß natürlich, daß ich mich nicht mit Charlotte messen kann; aber dennoch —“

Betsey brach in Thränen aus. Das Herz war ihr zu voll.

Zwölftes Kapitel.

Hochzeiten.

In dem folgenden Jahre ereignete sich wenig, wenn wir ausnehmen, daß William Arkell's Frau einen Sohn gebar. Im Monat März, beinahe ein Jahr nach ihrer Verheirathung, kam das Kind zur Welt; und die Mutter war so krank, war dem Tode so nahe, daß Frau Arkell eine Depesche an Betsey Travice schickte, sie möge schnell nach Westerbury kommen. Wäre Charlotte im Stande gewesen, in der Sache mitzusprechen, so wäre Betsey sicherlich nicht herbeigerufen worden.

So aber kam sie, dieselbe sanfte, bescheidene Betsey wie früher. William hatte eine große Zuneigung zu seiner Schwägerin gefaßt und bewillkommnete sie aus warmem Herzen und mit offenen Armen. Seine Frau war damals bereits in der Besserung und man

konnte ihr erzählen, daß ihre Schwester angekommen sei, wofür sie ihrer Umgebung aber durchaus keinen Dank wußte.

„Ich bin so froh, Dich hier zu sehen, Betsey“, flüsterte William, „und Charlotte würde sich gleichfalls freuen, die Arme, wenn sie nicht so sehr krank wäre. Du mußt Gevatter bei unserem Jungen stehen, Betsey; es scheint ein schwächlicher, kleiner Kerl zu sein, und wie es heißt, muß er gleich getauft werden. Wenn es ein Mädchen wäre, sollte es Deinen Namen erben; aber wie sollen wir das Kind nun nennen — können wir es nicht Travice taufen? Das ist auch Dein Name, und ein sehr hübscher Name, finde ich.“

Betsey schüttelte mit dem Kopfe, als wisse sie nicht recht, was sie dazu sagen solle. Sie war von Natur eine große Kinderfreundin, und sie küßte das kleine rothe Gesicht, das sich an ihren Arm schmiegte.

„Es würde Charlotte nicht lieb sein, wenn ich bei dem Kinde Gevatter stände“, flüsterte sie.

„Charlotte nicht lieb sein!“ wiederholte William, der seine Frau noch nicht kannte und keine Ahnung davon hatte, wie die Sachen wirklich standen. „Welch' ein Einfall! Natürlich würde es ihr lieb sein. Wer hat ein näheres Anrecht darauf als Du, ihre Schwester, Pathenstelle bei unserem Kinde zu vertreten?

Es kommt nur darauf an, ob Du selbst Lust dazu hast?"

„Ich — gewiß; ich würde denken, der Knabe gehöre mir für's ganze Leben an."

„Bis Du einen eigenen bekommst", lachte William, und Betsey erglühte. „Schon recht, der Junge soll Travice heißen."

Und so geschah es; das Kind wurde Travice George getauft, und Betsey war seine Pathin geworden, bevor Charlotte etwas von dem gegen sie gesponnenen Verrath ahnte. Sie machte Betsey nachher heimlich die bittersten Vorwürfe darüber, daß sie sich so unverantwortlich eingedrängt habe.

Betsey wartete nur, bis Charlotte gänzlich außer Gefahr war und ging dann nach London zurück. „Fordern Sie mich nie wieder auf nach Westerbury zu kommen, liebe Frau Arkell", sagte sie beim Abschied unter Thränen. „Sie müssen sehen, wie es ist, wie unwillkommen ich Charlotte bin. Charlotte ist eine Dame, und ich bin nur eine arme Arbeiterin. Es ist ganz natürlich, daß sie nicht wünscht, viel Umgang mit mir zu halten."

„Ich finde es sehr unnatürlich", entgegnete Frau Arkell unwillig.

Vielleicht umfing Betsey Travice ihr Pathchen mit

um so größerer Liebe, als das jüngste der beiden ihr anvertrauten Kinder von Frau Dundyke vor einigen Wochen gestorben war. So weinerlich und unruhig dasselbe auch gewesen, so hatte Betsey es doch sehr lieb gehabt und es tief betrauert, was mehr war, als die eigene Großmutter gethan. Denn Frau Dundyke war so von Haushaltungssorgen in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit zum Grämen übrig hatte, und die anderen Mitglieder des Hauses, mit Ausnahme von Betsey — empfanden den Tod des kleinen Schreihalses nur als eine Erleichterung. Diese Kinder waren beinahe verwaist; die Mutter, David's einzige Schwester, starb, als das jüngste geboren wurde; und der Vater, ein Kauffahrteicapitain war immer auf Reisen.

Der Tod sollte aber noch eine reichere Ernte in Frau Dundyke's Hause halten. Wenige Monate nach Betsey's Rückkehr von Westerbury, als das heiße Sommerwetter begann, starb auch das älteste Kind. Gleich darauf starb Frau Dundyke an einem Schlaganfall.

Es kam so plötzlich, daß die Hinterbliebenen — David und Betsey — eine Zeit lang ganz betäubt von dem harten Schlage, der sie betroffen, waren. David mußte natürlich wie gewöhnlich seinen Geschäften in Fenchurchstreet nachgehen, und Betsey versah ohne Wei-

teres Frau Dundyke's Stelle im Haushalt und sorgte dafür, daß Alles seinen geordneten Gang ging.

Ihre Pflicht ging Betsey immer über Alles; was ihr zunächst lag, das that sie mit ganzer Seele; und die Sorge für das ganze Haus lag jetzt ihr ob. Ein Geistlicher hatte mit seiner Frau die besten Zimmer des Hauses inne; die beiden Gatten interessirten sich sehr für das junge Mädchen und waren sehr freundlich gegen sie; aber sie setzten voraus, daß Betsey eine nahe Verwandte von Frau Dundyke sei.

David, dem es weder an gesundem Menschenverstand noch an Selbstachtung fehlte, sah natürlich ein, daß es so nicht fortgehen könne.

„Höre, Betsey", sagte er eines Abends, als sie schweigend neben einander saßen; er mit seinen Büchern beschäftigt, sie mit der Rechnung des Schlachters von der vergangenen Woche; „wir müssen wohl eine Veränderung machen."

Sie blickte auf: „Wie sagtest Du, David? — wir müßten eine Veränderung machen?"

„Ja; denn sonst werden wir es mit der Welt zu thun bekommen. Ich habe die Absicht, dieses Haus so bald als möglich zu verlassen; entweder werde ich das Haus mit den Möbeln, so wie es steht, verkaufen oder das Haus allein, und dann müssen wir die alten Mo-

bilien in Auction verkaufen, nachdem wir so viele davon ausgesucht, als wir bedürfen, um ein paar Zimmer zu möbliren."

„Wäre Ersteres nicht besser?"

„Habe ich das nicht gesagt? — Aber ich kann nicht wissen, ob es mir gelingen wird; denn die Leute fangen an, sich mehr nach dem westlichen Theile der Stadt zu ziehen. Jedenfalls wird im besten Falle nicht mehr herauskommen, als nöthig ist, um die Schulden der Mutter zu bezahlen."

David schwieg und blickte wieder in seine Bücher. Betsey, welche ihm gegenüber saß, kehrte gleichfalls zu ihrer Beschäftigung zurück. Kaum hatte sie jedoch wieder begonnen, so fuhr David fort:

„Und dazu gehört Zeit, Betsey, um Alles dies zu ordnen; und daher, Betsey — wenn Du nicht böse werden willst, weil Du so dazu gedrängt wirst — glaube ich, es wäre am besten, wir verheiratheten uns gleich."

„Wir verheiratheten uns?" wiederholte Betsey, Buch und Bleistift fallen lassend. „Was fällt Dir ein?"

„Was mir einfällt? Einfach das, was ich gesagt habe", lautete David's weise Antwort. „Wir müssen uns trauen lassen, und das so bald als möglich!"

Betsey sah ihn ganz entsetzt an. „O, David, wie kannst Du jetzt an so etwas denken? Es ist noch kaum einen Monat her, seit Deine gute Mutter gestorben.“

„Das ist gerade der Grund“, entgegnete David. „Keiner von uns Beiden kann das Haus verlassen, bis die Sachen geordnet sind; und mittlerweile würden die Leute anfangen zu reden.“

Es dauerte eine volle Minute, bis sie den Sinn seiner Worte begriff; als sie es that, brach sie in eine Fluth von Thränen aus, während hohe Röthe ihr Gesicht überzog: „O, David, wie kannst Du so sprechen? Wer würde so grausam sein!“

„Ich kenne die Welt besser als Du, und ich weiß, wie grausam sie ist“, entgegnete David. „Sieh, Betsey, es ist jetzt Niemand da außer mir, der für Dich sorgt; und ich werde für Dich sorgen und thun, was recht ist. Ich werde mir einen gerichtlichen Erlaubnißschein kaufen, um dem Aufgebot in der Kirche zu entgehen; es kostet zwar viel Geld, aber es spart Zeit, und für Dich und um Deinetwillen will ich das Geld mit Vergnügen ausgeben. Am nächsten Sonntag wollen wir still zur Kirche gehen und uns trauen lassen, und Niemand braucht ein Wort davon zu erfahren, bis es vorüber ist. Es mag denn sein, daß Du es dem

Pastor und seiner Frau und dem Dienstmädchen vorher mittheilen willst. Vielleicht ist das besser."

„Aber, David —"

„Wozu soll der Widerspruch?" unterbrach er sie. „Du willst mich doch nicht aufgeben?"

„Aber, David."

„Gut denn."

Betsey widersetzte sich noch eine Weile, aber schließlich war sie doch genöthigt, nachzugeben, weil sie keinen anderen Ausweg anzugeben wußte. Darauf gab David ihr noch einige Ermahnungen zur Sparsamkeit; denn es sei seine Absicht, sagte er, noch manches Jahr so klein und zurückgezogen wie möglich zu leben, weil er keine Lust habe, im Alter gezwungen zu sein, Zimmer zu vermiethen oder sich sonst in ähnlicher Weise seinen Unterhalt zu verdienen.

Ein paar Tage nach der Trauung schrieb Betsey einen gleichsam entschuldigenden Brief an ihre Schwester Charlotte, und einen zweiten an Frau Arkell. Vorher hatte sie ihnen kein Wort von ihrem Vorhaben mitgetheilt, so daß Charlotte, wenn sie auch einen Versuch hätte machen wollen, die Heirath zu hintertreiben, keine Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Sie sagte sich aber von dem Augenblick an von

Betsey Dundyke noch vollständiger los als von Betsey Travice.

Dieser erste Theil meiner Geschichte kann nicht anders als fragmentarisch erscheinen, denn ich bin gezwungen von verschiedenen Personen zu reden, um den Leser ganz heimisch unter meinen Freunden zu machen.

Das nächste Ereigniß, welches wir zu verzeichnen haben, war eine überraschende Begebenheit, welche Peter Arkell zustieß. — Peter Arkell war kein Weltmann; er war viel zu einfältigen Herzens um das zu sein; aber trotzdem war es ihm sehr gut ergangen. Er hatte sein Haus mit allem Zubehör vermiethet, und die Familie, welche es bezog, hatte ihm wieder ein Zimmer darin überlassen; auch frühstückte er mit ihr und aß mit ihr zu Mittag, wofür er nur eine sehr mäßige Summe zu bezahlen hatte. Er war noch immer Schreiber an der Bank und las Abends mit Oberst Dewsbury's Sohn, das heißt, mit dem zweiten — der älteste war bereits nach der Universität abgegangen.

Peter hatte außerdem Zeit gefunden, ein kleines Buch zu schreiben, nicht in griechischer Sprache, aber über die griechische Sprache, und dies Buch hatte so viel Aufsehen in der gelehrten Welt gemacht, daß man

anfing, Peter in seiner Vaterstadt als ein Wunderthier, als einen Schriftsteller, der Glück gemacht — anzustaunen; und was noch mehr sagen will, sein Verleger in London hatte ihm dafür die Summe von dreißig Pfund übersandt. Es giebt Leute, für welche das Hundertfache nicht so viel Bedeutung hat, als diese dreißig Pfund für Peter. Hätte er auch später noch so viele Tausende verdient, sie würden ihm nicht die Genugthuung bereitet haben, als diese erste Frucht seiner Arbeit. Man frage nur irgend einen Schriftsteller, ob die erste Guinee, welche er verdiente, ihm nicht lieber war, als all' die goldenen Ernten, welche ihm später wurden.

Und so war Peter, seiner eigenen Ansicht nach wenigstens, ein glücklicher Mann. Er legte zurück, so viel er konnte, und nach Verlauf von drei und einem halben Jahr, nachdem Mildred Westerbury verlassen, hatte Peter sich ein hübsches Sümmchen erspart, um nach Oxford zu gehen, sobald er Muße dazu finden konnte. Letzteres war nicht leicht; denn Peter konnte nicht mit sich einig werden, ob er recht daran thäte, seine Stelle bei der Bank aufzugeben.

So verging die Zeit mit Warten, Hoffen und Arbeiten; und während dieser Zeit des Harrens ward ihm eine besondere Ehre von dem jungen Fountleroy,

dem Advocaten, zu Theil. Dieser Herr war bedeutend älter als Peter; weil sein Vater noch lebte, ward er der junge Fountleroy genannt, und dieser junge Mann war ebenso geneigt zur Verschwendung, wie Peter zur Sparsamkeit; er hatte hundert Schulden, von denen die Welt nichts wußte, und als er einmal wieder in Verlegenheit war, überredete er den einfältigen Peter, sich für ihn zu verbürgen. Peter besann sich eine Weile. Vierhundert Pfund war eine große Summe, und es würde sein gänzlicher Ruin sein, wußte er, wenn er sie bezahlen sollte; aber der junge Fountleroy versicherte ihm, Peter könne so sicher darauf rechnen, daß er zur rechten Zeit für Deckung derselben sorgen, als daß die Bank ihre Dividende bezahlen werde, und so ließ Peter sich bereden. Er unterzeichnete, und dachte von der Stunde an nicht mehr an die Sache. Wenn jemand Peter ein Versprechen gab, so glaubte er so fest daran wie ein Kind.

Jetzt aber kommt das Ereigniß, welches ganz Westerbury in Erstaunen versetzte.

Meine Leser werden Lucy Cheveley, das junge Mädchen, dessen Schönheit Mildred's Bewunderung in so hohem Grade erregt hatte, noch nicht vergessen haben. Wie es zugegangen war, wußte Niemand zu sagen, am wenigsten sie selbst; aber sie und Peter Arkell ver=

liebten sich in einander. Es war nicht eine jener vorübergehenden Neigungen, die ebenso leicht verfliegen, wie sie entstehen; sondern eine jener mächtigen, dauernden Leidenschaften, welche den Segen oder den Fluch eines Menschenlebens ausmachen.

Der meiste Tadel traf nach Ansicht der Stadt den Obersten und seine Frau. Wie hatten sie Fräulein Cheveley jemals einen vertrauten Umgang mit dem Lehrer gestatten können? — Die Wahrheit zu gestehen, so hatte Fräulein Cheveley eigentlich die Stelle einer Gouvernante im Hause bekleidet, und war auf diese Weise fast täglich in Berührung mit Peter, der den Töchtern und Söhnen einige Stunden gemeinschaftlich ertheilte, gekommen. Seit Peter's Buch erschienen war und so viel Aufsehen erregt, hatte der Oberst ihn auch ein paar Mal zu Tische eingeladen, und dadurch war er in noch nähere Beziehungen zu Lucy Cheveley getreten.

Das Merkwürdigste bei der Sache aber war, wie dieses schöne Mädchen dazu kommen konnte, ihr Herz an Peter, an den unbeholfenen schüchternen Peter zu verlieren! Man hätte es für unmöglich gehalten, wenn solche Dinge nicht schon öfter vorgekommen wären.

Es gab einen gewaltigen Lärm. Die Entdeckung wurde dadurch herbeigeführt, daß die Oberstin eines Abends ins Lehrzimmer ging, in der Meinung es leer

zu finden, da die Kinder bereits zu Bette gegangen waren. Da stand Peter Arkell, den Arm um Lucy's Taille geschlungen und ihre Hand in der seinen haltend. Im ersten Augenblick traute die Oberstin ihren eigenen Augen nicht. Lucy stand in peinlicher Verwirrung, tiefe Röthe übergoß ihre Wangen; Peter gab, wie es sich von selbst verstand, die Erklärung.

Die schüchternen, unbeholfenen Männer sind zuweilen gefaßter als Andere, wenn sie sich wirklich in Verlegenheit befinden. Ruhig wandte Peter sich an die Oberstin und sagte ihr die reine Wahrheit, wie er sich in Lucy Cheveley verliebt und sie soeben gefragt habe, ob sie seine Frau werden wolle.

Die Oberstin war eine sehr erregbare Frau. Sie lief ins Speisezimmer und schrie, als ob sie Krämpfe habe; davon erwachte der Oberst, der gerade sein Schläfchen hielt, und nun folgte die Scene.

Der Oberst und seine Frau überhäuften Peter mit Schmähungen, fragten, wie er es wagen dürfe, ihr Vertrauen so zu mißbrauchen! — Der gute Peter, der sich bei dieser Gelegenheit wirklich sehr gefaßt benahm, versicherte: es sei durchaus nicht seine Absicht gewesen, das ihm geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen. Die Liebe habe sich, ohne ihrer Beider Wissen in ihre

Herzen eingeschlichen; sie hätten die Folgen nicht vorher bedacht.

Alle Vorwürfe konnten aber das Geschehene nicht ungeschehen machen, und es blieb nur das Eine übrig, Herrn Peter Arkell seines Amtes zu entlassen und Lucy Cheveley zu verbieten, je wieder ein Wort mit ihm zu sprechen. Dies könnte vielleicht zum Ziel geführt haben, wenn Lucy sich an das Verbot gekehrt hätte; aber — wahrscheinlich heimlich von Peter in ihrem Widerstande bestärkt — erklärte sie schüchtern, jedoch bestimmt, dasselbe nicht erfüllen zu können.

Dem Obersten und seiner Frau ging es wie einem Paar gefangener Löwen, die sich sehnen, sich loszureißen und irgend jemand in Stücke zu zerreißen. Sie konnten aber Peter Arkell nicht beikommen. Das Gesetz gestattete ihnen nicht, ihn in's Gefängniß zu werfen; und gesellschaftliche Rücksichten wollten ihnen nicht erlauben, ihn zu schlagen oder gar zu tödten. Ebenso wenig durfte die Oberstin es wagen, Lucy einzusperren, wie man es in der guten alten Zeit mit widerspenstigen Mädchen machte.

Die folgende Scene des Stückes zeigt uns ihre Verheirathung. — Als Lucy einsah, daß sie nie hoffen könne, die Zustimmung ihrer Beschützer zu erhalten, ging sie eines schönen Morgens zur Kirche, traf

dort mit Peter zusammen und ließ sich mit ihm trauen.

Peter hatte seine Vorbereitungen zu diesem wichtigen Ereigniß viel verständiger getroffen, als man von ihm hätte erwarten sollen. Die Familie, welche in seinem Hause wohnte, hatte dasselbe ihm zu Gefallen außer der Zeit geräumt. Er ließ das ganze Haus malen und tapezieren, gab ungefähr hundert Pfund für neue Mobilien aus, und führte Lucy alsdann darin ein. Nie hat eine bezauberndere junge Frau das Haus ihres Mannes betreten. Westerbury, welches wie gewöhnlich, sich um Jedermann's Angelegenheiten bekümmerte, fand plötzlich, daß Peter Arkell eigentlich um sein Glück zu beneiden sei; aber Lucy Cheveley's Thorheit sei freilich unerklärlich.

Der Oberst und seine Frau waren wüthend, und ersterer ging nach der Bank und verlangte kaltblütig, man solle Peter Arkell seiner Stelle entlassen. Die Bank lehnte diese Zumuthung höflich ab, obgleich der Oberst damit drohte, einer soeben neu eröffneten Bank in Westerbury seine Geschäfte zu übertragen. Die Leute hörten ihn gelassen an (der Oberst hatte nie mehr als einige hundert Pfund auf seinem Conto stehen) sagten: sie hofften, er werde sich anders besinnen, aber wenn er es wünsche, solle ihm sein Guthaben sogleich aus-

gezahlt werden. Der Oberst brummte etwas in den Bart und ging hinaus, indem er die Thür hinter sich zuwarf.

Darauf schrieb er einen peremptorischen Brief an Lady Dewsbury und verlangte von ihr, sie solle Fräulein Arkell aus dem Dienste jagen. Lady Dewsbury antwortete ihm, Mildred sei ihr zu unentbehrlich geworden, als daß sie sich von ihr trennen könne; und wenn Peter Arkell seiner Schwester ähnlich sei, so habe Lucy Cheveley keine schlechte Wahl getroffen.

Lucy mochte wohl vierzehn Tage verheirathet sein und saß eines Abends im rothen Schein der untergehenden Sonne am Fenster, als eine große, elegant gekleidete Dame eintrat. Dies war Frau St. John, deren Familie einst mit Lucy's Aeltern vertrauten Umgang gepflogen. Die Familie bewohnte das alte Haus, welches in Westerbury der Palmengarten genannt wurde und dessen bereits Erwähnung gethan ist; sie selbst war in den letzten zwei Jahren abwesend gewesen und eben zurückgekehrt, mit der Nachricht von dieser scandalösen Heirath empfangen worden.

Obgleich alle Welt Lucy in den Bann gethan, beschloß Frau St. John doch, es nicht ebenso zu machen, und Lucy fuhr freudig erschreckt von ihrem Sitze empor, als sie eintrat. Sie erzählte ihre Geschichte in

einfacher Weise, als Frau St. John sie darum befragte.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Lucy“, begann Frau St. John; „aber Sie hätten eigentlich eine andere Partie machen müssen.“

„Sie mögen recht haben; denn meines Mannes Familie kann sich natürlich mit der meinen nicht vergleichen —“

„Vergleichen!“ unterbrach Frau St. John sie, deren aristokratische Vorurtheile durch diese Aeußerung im höchsten Grade verletzt wurden. „Was meinen Sie eigentlich, Lucy? — Herr Arkell ist gar nicht von Familie. Seine Vorfahren waren Gewerbtreibende — Fabrikanten. Von solcher Leute Familien spricht man nicht. Sie gehören zu unserem Stande und ich kann Ihnen sagen, die Familie Cheveley ist von gutem Adel. Es ist ein trauriges Herunterkommen für Sie — es ist — ich kann mir nicht helfen — eine Schmach für's ganze Leben.“

„Und wenn ich aus guter Familie bin“, antwortete Lucy, „so ist das auch das Einzige; sonst besitze ich oder besaß ich nichts.“

„Als Schönheit“, entgegnete Frau St. John beinahe unwillkürlich, als sie in die wunderbar strahlenden braunen Augen, in die feingemeißelten Züge blickte.

„Schönheit!“ wiederholte Lucy überrascht. „O, Frau St. John; Sie vergessen!“

„Was vergesse ich, Lucy?“

„Daß ich verwachsen bin.“

Sie sprach die Worte leise flüsternd, und der zarte, durchsichtige Teint färbte sich roth vor Scham. Es ist immer so, wo ein äußeres Gebrechen existirt. das Bewußtsein davon verläßt den Unglücklichen nie. Lucy Cheveley's Rückgrat war nicht ganz gerade; aber es war jetzt noch nicht so bemerkbar, als es später wurde.

„Das ist nur unbedeutend, Lucy“, entgegnete Frau St. John, „und Ihr Gesicht entschädigt dafür.“

Lucy schüttelte den Kopf, und Frau St. John fuhr fort: „Lassen wir die Sache ruhen, denn ich begreife noch immer nicht, wie Sie dazu gekommen sind, Peter Arkell zu heirathen. Erklären Sie mir das.“

Lucy lachte und erröthete.

„O, ich verstehe; Sie liebten ihn. Aber Wenige außer Ihnen, finden Peter Arkell liebenswerth.“

„Wenn Sie seinen Werth kennten, Frau St. John!“

„Das mag wohl sein; aber zum Ritter taugt er nicht. Die Hauptsache ist aber jetzt, da die Sache nicht

mehr zu ändern ist — was für ein Haus werden Sie machen können?“

„Darüber mache ich mir keine Sorgen; meine Ansprüche sind sehr gering. Oberst Dewsbury hat ihn freilich entlassen, aber er hat sogleich ein anderes ebenso gutes Engagement erhalten. Er hat die Absicht, bald nach Oxford zu gehen und später Geistlicher zu werden. Wenn er eine Anstellung als Prediger erhalten hat, werden meine Freunde, zu denen auch Sie gehören, vielleicht zugeben, daß seine Frau sich in der Stellung einer Frau von Stande befindet.“

„Sie müssen aber doch leben.“

Lucy lächelte. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich auf Peter verlassen kann, würden Sie sich darüber keine Sorgen machen. Wir werden nur wenig gebrauchen; wir halten nur ein Mädchen —“

„Nur ein Mädchen!“ wiederholte Frau St. John. „Wie werden Sie damit fertig?“

„Ich habe Peter keinen Schilling mitgebracht. Sie können daher wohl begreifen, daß ich ihm keine unnöthigen Ausgaben zumuthen mag. Wir können auch mit einem Mädchen recht gut fertig werden; denn wir werden selten Gäste haben.“

„Wie können Sie das wissen?“

„Peter hat ein zu zurückgezogenes Leben geführt,

und meine Freunde werden mich nicht aufsuchen; ich stehe außerhalb ihres Kreises."

„Darin kann ich Ihnen nicht widersprechen, Lucy, aber werden Sie dies nicht schmerzlich empfinden?"

„Nein, denn als ich Peter Arkell's Frau wurde, war ich mir klar bewußt, was ich that. Ich werde es nie bereuen, denn ich werde viel glücklicher mit ihm sein, als wenn ich irgend jemand aus meinem eigenen Kreise geheirathet hätte. Für mich giebt es nur einen Peter Arkell auf der Welt."

Frau St. John erhob sich, um Abschied zu nehmen; gab es für sie auch mehr als einen Peter Arkell auf der Welt, so sah sie doch ein, daß gegen eine solche Verblendung nichts zu machen sei; aber sie konnte es nicht begreifen, wie ein Mädchen von Lucy Cheveley's Stande eine solche Verbindung hatte eingehen können, ohne Reue darüber zu empfinden.

Dreizehntes Kapitel.

Ein angehender Lord-Mayor.

Die Jahre verstrichen, und brachten manche Veränderung mit sich. Die ersten Anfänge dieser Geschichte sind einem Panorama zu vergleichen, wo man hier und da abwechselnd eine Scene sieht, denn es ist uns unmöglich, die Begebenheiten der Reihe nach zu erzählen.

Der gute, allgemein geachtete George Arkell war dahin gegangen, wohin wir Alle einmal zu kommen hoffen. Seine Frau folgte ihm, ehe das Jahr zu Ende gegangen. Ein hübsches Vermögen, außer dem blühenden Fabrikgeschäft, war das Erbtheil unseres alten Freundes William; Mildred erhielt ein kleines Legat von hundert Pfund.

William Arkell hatte Alles geerbt, seines Vaters

Ansehen, seine Stellung, sein Haus. Kein Sohn trat aber auch getreuer in die Fußstapfen seines Vaters als er. Er war in ganz Westerbury hoch angesehen, gerade wie sein Vater es vor ihm gewesen war. Sein Wohlthätigkeitssinn, seine Rechtschaffenheit, sein edler Charakter wurden allgemein anerkannt und gewürdigt. Seine Frau spielte die große Dame, war aber im Allgemeinen nicht beliebt.

Sie hatten drei Kinder, Travice, Charlotte und Sophie Mary. Travice war seinem Vater auffallend ähnlich im Aeußern sowohl, wie in der Charakteranlage; die beiden Töchter arteten mehr nach der Mutter. Sie waren noch sehr jung; aber es wurde nichts an ihnen gespart. Es würde überhaupt in keiner Weise gespart worden sein, wenn Frau Arkell das Regiment allein gehabt hätte. Sie liebte Kostbarkeiten und Glanz, während dies durchaus nicht nach William's Geschmack war; er wußte es daher mit starker Hand zu unterdrücken, wo es ihm übertrieben erschien.

Peter war noch nicht zur Universität abgegangen, und er hatte es überhaupt nicht sonderlich weit gebracht. Ein schwerer Schlag hatte ihn betroffen; er hatte die vierhundert Pfund bezahlen müssen, für die er sich für den jungen Fountleroy verbürgt hatte. Die Angelegenheiten dieses Herrn waren in eine solche ver-

wicklung gerathen, daß er Westerbury auf einige Zeit verlassen mußte; und so kam es, daß Peter seine Schulden zu bezahlen hatte. Es ist unzweifelhaft, daß Peter sich von diesem Schlage nie recht erholte, obgleich ihm das Geld später ratenweise wieder erstattet wurde.

Er wurde krank; ob in Folge dieses Schlages, oder weil er von Natur schwächlich war, darüber konnte Westerbury sich nie einig werden; aber seine Gesundheit erhielt einen solchen Stoß, daß er seine Anstellung an der Bank aufgeben mußte. Er hatte aber viel Unterricht zu geben und erhielt denselben gut bezahlt. Dann und wann gab er auch ein gelehrtes Buch heraus, so daß er im Ganzen ein genügendes Auskommen hatte. Er hatte zwei Kinder, Lucy und einen Knaben, der wenige Jahre jünger war.

Seit Mildred Arkell Westerbury vor zehn bis zwölf Jahren verlassen, hatte sie es nicht wieder gesehen. Jetzt war sie im Begriff ihrer Vaterstadt einen Besuch zu machen. Lady Dewsbury, deren Gesundheitszustand ungewöhnlich gut war, wollte eine verheirathete Schwester besuchen, und Mildred beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen, ihren Bruder wiederzusehen und Bekanntschaft mit seiner Frau zu machen.

Wären diese verwandtschaftlichen Bande nicht gewesen, so würde sie ihre Vaterstadt wahrscheinlich nie wieder besucht haben. Sie fürchtete sich davor, fürchtete sich, William Arkell und seine Frau wiederzusehen; aber sie beschloß, es dennoch zu thun und schrieb an Peter, daß sie kommen wolle.

Es war ein stürmischer Tag, als Mildred Arkell durch die schmutzigen Straßen Londons wanderte, um ein Haus in der Nähe von Hatton-Garten aufzusuchen. Sie zog die Glocke und ging die Treppe hinauf, ohne abzuwarten, daß jemand kam; bevor sie aber das dritte Stockwerk erreichte, kam ihr eine Frau in grober Schürze und mit einer Menge blonder Flechten um den Kopf entgegen; der Kopf gehörte einer Dame an, das sah man gleich, trotz der groben Schürze.

„O, Fräulein Arkell, wenn Sie es mir doch hätten sagen lassen, daß Sie mich besuchen wollten."

Der Ton klang fröhlich, trotz eines leisen Anflugs von Verdruß. Mildred lächelte.

„Warum sollte ich Ihnen erst Bescheid schicken, Betsey? Wenn Sie etwas zu thun haben, müssen Sie sich durch mich nicht stören lassen."

Im dritten Stockwerk dieses Hauses hatten David Dundyke und seine Frau seit ihrer Verheirathung zwei Zimmer bewohnt, die David aus demselben Beweggrunde, dem die meisten seiner Handlungen ent-

flossen, gemiethet hatte — aus Sparsamkeit. Die beiden untern Stockwerke enthielten die Büreaux eines Rechtsanwalts; die Kellerküche und die Bodenkammern wurden von einer Frau bewohnt, welche das Haus rein hielt, und David hatte die beiden Zimmer, welche er inne hatte, sehr billig erhalten unter der Bedingung, daß er immer zu Hause schlafen müsse, um das Haus auf diese Weise gleichsam zu beschützen.

Diese Bedingung konnte er leicht erfüllen, da es ihm ohnehin nicht einfiel, außerhalb des Hauses zu schlafen; für Betsey war es auch bequem, da sie kein Mädchen hielt, und die Frau ihr für eine kleine Vergütung wöchentlich die gröbste Arbeit abnahm.

Wird der Leser mir glauben, wenn ich sage, daß David Dundyke ehrgeizig war? Nie gab es einen ehrgeizigeren Menschen. Es mag Leute gegeben haben, die sich höhere Ziele im Leben steckten, aber keiner von ihnen konnte sein Ziel mit größerer Ausdauer und Hartnäckigkeit verfolgen. Er wollte ein reicher, ein einflußreicher Mann in dieser großen Handelsstadt werden; sein höchster Ehrgeiz bestand darin — ich hoffe, der Leser wird den Athem anhalten vor Ehrfurcht, bis er es erfährt — sein ganzes Bestreben ging dahin, mit der Zeit Lord-Mayor von London zu werden.

Er war auf dem Wege dazu; wenigstens war es seine aufrichtige Meinung, daß er auf dem Wege dazu sei; langsam ging es freilich nur vorwärts, aber darum nicht minder sicher. Rom ward nicht an einem Tage erbaut, wie wir Alle wissen, und selbst solche Leute, wie der Herzog von Wellington, müssen einmal am Anfang ihrer Laufbahn gestanden haben.

Wie sehr es David auch an feinen Manieren fehlen mochte, seine Tüchtigkeit im Geschäft ersetzte dieselben, und das wußte man in dem Theehause in Fenchurchstreet vollkommen zu würdigen. Dieses Theehaus stand in unbestrittener Achtung bei seinen Rivalen und übertraf alle durch die große Ausdehnung seiner Geschäfte.

David Dundyke war als Laufbursche in dieses Geschäft eingetreten und allmälig zum untersten Comtoirgehülfen emporgestiegen. Jetzt war er einer der ersten. Gesetzt, verschwiegen, beharrlich und fleißig in seltenem Grade, vollkommen zuverlässig, und streng ehrenhaft in allen seinen Geschäften, war David Dundyke ein Mann, der sicherlich allenthalben sein Glück gemacht haben würde, wohin das Schicksal ihn auch gestellt hätte.

Diese Eigenschaften, verbunden mit einer seltenen Vorsicht in Geschäften, hatten zuerst die Aufmerksam-

keit auf ihn gelenkt, und ihm allmählig die Gunst seiner Vorgesetzten erworben. Der alte Mann mit weißen Haaren, der Chef des Hauses, hatte einmal eine Andeutung gemacht, wie es schon vorgekommen sei, daß solche Pflichttreue wie die seine, durch einen Antheil am Geschäft belohnt worden sei. Ob er damit etwas Bestimmtes gemeint, wußte David nicht; aber von dem Augenblicke an dachte und träumte er von nichts Anderem und sah seinen heißesten Wunsch bereits im Geiste erfüllt.

Die schwere goldene Kette des Lord-Mayors tanzte ihm beständig vor den Augen; er hörte sich bereits von der Menge „Mylord" nennen, saß in dem hohen Lehnsessel im Stadthause und sprach Recht. — Dies war für ihn der Himmel auf Erden! — Darauf hoffte er, dafür sparte er, deshalb machte er den Heller zum Thaler und den Thaler zum Goldstück; denn er wußte, daß er vor allen Dingen ein reicher Mann sein müsse, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Die wenigen Bekannten, die er hatte, nannten ihn einen harten, habgierigen Menschen, aber das war er eigentlich nicht; ihm diente das Geld nur zur Förderung seines Ehrgeizes, als Stufenleiter zur höchsten bürgerlichen Würde.

Seine Einnahme betrug jetzt vierhundert Pfund

jährlich, und er gebrauchte nur fünfzig davon. Betsey, von Natur das freigebigste Geschöpf, das man sich denken kann, sah nur mit seinen Augen und sparte so viel sie konnte, weil er seine Freude daran hatte. Wie oft hatte er einen gesalzenen Häring mit nach Hause gebracht und denselben als Mittagessen betrachtet, wobei er seiner Frau den Kopf und den Schwanz überließ. Und Betsey Dundyke war noch ebenso anspruchslos als früher und nahm den Kopf und den Schwanz dankbar hin.

Frau Dundyke war mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, als Mildred kam; sie legte dieselbe aber rasch bei Seite und setzte sich mit Mildred in das große freundliche Wohnzimmer. Betsey war jetzt über dreißig Jahre alt, aber sie sah fast noch ebenso jung aus, als damals, wo sie über ihre Handarbeit gebeugt, neben Mildred saß. Betsey gehörte zu den Leuten, die es für eine Sünde halten, einen Augenblick müßig zu sitzen.

Mildred erzählte ihr, daß sie am nächsten Tage nach Westerbury reisen wolle. Betsey war sehr erstaunt darüber und sagte, sie habe gedacht, Mildred werde ihre Vaterstadt nie wieder besuchen.

Mildred erklärte ihr, wie sie dazu komme und fügte hinzu: sie sei gekommen, es ihr mitzutheilen, für

den Fall, daß sie ihr vielleicht einen Auftrag an ihre Schwester mitzugeben habe.

Eine leise Wolke legte sich wie ein Schatten auf Betsey's Gesicht. „Sie würde Ihnen nicht dafür danken, Fräulein Arkell; aber grüßen Sie sie herzlich von mir. Sie wissen wohl, sie hat mich nicht ein einziges Mal besucht, als die Familie voriges Jahr in London war."

„Wann waren sie hier?" fragte Mildred schnell.

„Voriges Jahr. Wissen Sie es nicht? — Nun, es mag wohl davon kommen, daß Sie damals mit Lady Dewsbury in Paris waren; und die Erinnerung daran ist für mich nicht so angenehm, um sie freiwillig zu erneuern. Sie war hier mit ihrem Manne und ihrem Sohne, und sie hielten sich ungefähr acht Tage in London auf; ich glaube, er hatte Geschäfte. Das Erste, was er that, war, daß er uns aufsuchte, und er brachte Travice mit; und er sagte, er hoffe, David und ich würden es einrichten, recht viel mit ihnen zusammen zu sein in ihrem Hotel. David hat am Tage keine Zeit zu Besuchen, wie Sie wissen; denn das Geschäft geht bei ihm allen andern Dingen vor; aber ich ging schon am nächsten Tage hin, um Charlotte zu besuchen. Sie empfing mich sehr kühl und sie gab mir ganz unverblümt zu verstehen, daß

sie mit meinem Manne keinen Umgang pflegen könne. Das war nicht hübsch von ihr, Fräulein Arkell."

„Nein, das war es auch nicht. Haben Sie sie oft gesehen?"

„Ich sah sie nur dieses eine Mal. Ihr Mann war sehr aufgebracht über sie, das konnte ich merken; und als wolle er ihr Benehmen wieder gut machen, kam er um so öfter zu uns und brachte Travice mit. Travice brachte eigentlich die ganze Zeit bei uns zu, und David hätte mir gern erlaubt, ihn hier zu behalten; aber ich wußte, daß es vergeblich gewesen wäre, Charlotte darum zu bitten. Es ist ein so prächtiger Junge! — ich — ich weiß, es ist gegen das zehnte Gebot", sagte sie aufblickend und unter Thränen lächelnd, „aber ich beneide Charlotte um ihren Sohn."

Es war eine indirecte Anspielung auf die eine große Entbehrung, welche Betsey Dundyke bitter empfand: sie hatte keine Kinder. Sie fing jetzt an, den Kummer darüber zu überwinden; mit der Zeit lernt man das Schlimmste ertragen; aber in den ersten Jahren ihrer Verheirathung hatte sie sich sehr darum gegrämt. Wir haben Ursache zu bezweifeln, daß ihr Mann es gleich schmerzlich empfand. Kinder machen viele Kosten, und so wog er mit philosophischem Gleichmuth den Gewinn gegen den Verlust ab.

„Ich habe nie begreifen können, warum Frau Arkell sich nicht mit Ihnen auf einen freundschaftlichen Fuß stellen will“, bemerkte Mildred.

„Charlotte hat zwei Fehler — sie ist stolz und selbstsüchtig“ — antwortete Frau Dundyke — „obgleich ich eigentlich nie ein Wort gegen sie sage, nicht einmal zu meinem eigenen Manne. Als sie sich verheirathete, fürchtete sie, glaube ich, daß ich ihr zur Last fallen könnte; nichtsdestoweniger war sie mit meiner Stellung bei Frau Dundyke nicht zufrieden; sie schien der Ansicht, daß es ihre Stellung als Dame gleichsam benachtheilige. Jetzt will sie nichts mit uns zu thun haben, weil sie es für gänzlich unter ihrer Würde hält, mit uns zu verkehren. Machten wir ein Haus, so würde sie uns gern besuchen; aber so einfach wie wir leben, kann Charlotte sich nicht entschließen, einen Fuß hierherzusetzen. Halten Sie mich nicht für unfreundlich, Fräulein Arkell; Charlotte hat mich zu dieser Einsicht gezwungen. Früher vergötterte ich sie; aber jetzt bin ich nicht mehr blind gegen ihre Schwächen.“

David kam nach Hause; er schüttelte Mildred herzlich die Hand, denn er freute sich stets aufrichtig, sie zu sehen. Er hatte angefangen, sich wie einer der Handelsfürsten zu kleiden, trug einen Rock von glän-

zend schwarzem Tuche und ein weißes Halstuch; eine goldene Ankerkette hing ihm quer über die Weste, statt der bescheidenen silbernen, die er früher getragen. Er war mit den Jahren ein ansehnlicher Mann geworden; stark von Figur und stattlich in seiner ganzen Erscheinung. Aber sein Dialect! Der war derselbe geblieben; vielleicht, weil er sich auch jetzt noch keine Mühe gab, ihn abzuschleifen, vielleicht, weil er kein Ohr dafür hatte zu hören, daß Andere anders sprachen. Wenn er nur nie den Mund geöffnet hätte!

„Ich komme ein wenig spät, Betsey; wenn ich gewußt hätte, wer hier wäre, würde ich mich ein wenig mehr beeilt haben. Koche uns eine Tasse Thee, Frau ich habe Dir auch etwas dazu mitgebracht.“

Dabei zog er eine Düte mit Krabben aus der Tasche, ließ einige herausfallen, so daß Betsey sich bücken mußte, um sie aufzusammeln. Es fiel ihm nicht ein, ihr dabei zu helfen. Er setzte sich und fing an, sich mit Mildred zu unterhalten.

„Das letzte Mal, als Sie hier waren, hatte ich auch Abhaltung; heute bin ich bei meinem Fondsmakler, bei Leifchild gewesen.“

Mildred lachte; sie glaubte, er scherze; aber David sah so ernst aus, wie er immer that, wenn er von Geldangelegenheiten sprach.

„Leifchild ist ein sehr zuverlässiger und umsichtiger Mann, es giebt keinen zuverlässigeren an der ganzen Fondsbörse. Ich habe ihn gekannt, seit ich ein Knabe war; wir haben Beide mit nichts begonnen. Wenn er ein wenig Kapital gehabt hätte, wäre er längst ein reicher Mann gewesen; denn er hatte oft die beste Gelegenheit, aber er konnte sie nicht benutzen. Ich überlegte es mir, Fräulein Arkell, und ich beschloß, ihm tausend Pfund anzuvertrauen, unter der Bedingung —"

„Tausend Pfund!" unterbrach Mildred ihn unwillkürlich. „Hatten Sie wirklich so viel übrig?"

„Ja", entgegnete David und hustete dabei, als wolle er sagen, er hätte ihm wohl noch mehr geben können, wenn er gewollt hätte. Dann setzte er seinen unterbrochenen Satz fort: „Unter der Bedingung, daß wir uns den Profit, den er mit den tausend Pfund realisire, theilen wollten. Und bis jetzt bin ich sehr gut mit unserer Uebereinkunft zufrieden gewesen."

Mildred konnte nicht umhin, zu bemerken, wie triumphirend er dies sagte: „Ich hätte gedacht, Sie wären zu vorsichtig, Herr Dundyke, um Ihr Geld an eine Speculation zu wagen."

„Und Sie haben recht; ich speculire auch nicht, wenigstens jetzt nicht mehr. Anfänglich mochte allerdings etwas Gefahr dabei sein; aber ich kannte Leif-

child genau. Drei Monate, nachdem ich ihm die tausend Pfund übergeben, hatte er zweitausend daraus gemacht; da nahm ich die ersten tausend zurück, ließ aber die zweiten, um damit weiter zu operiren. Damit ist es auch nicht schlecht gegangen, Fräulein Arkell; es hat sich um das Zwei- und Dreifache vermehrt. Und ich bin sicher; denn wenn er es Alles verlöre, so wäre ich doch nicht schlimmer daran als vorher, weil ich die ersten Tausend gerettet."

„Und wenn nun eine Speculation mißlingt, haben Sie dann auch nichts zu befürchten?"

„Nicht das geringste; darauf können Sie sich verlassen. Uebrigens überlegt Leifchild Alles mit mir, ehe er etwas unternimmt. Das ist viel vortheilhafter, kann ich Ihnen sagen, als Ihre Kapitalanlagen zu fünf Procent."

„Das kann ich wohl begreifen", entgegnete Mildred. „Ich wollte ich könnte auch eine Kleinigkeit auf dieselbe Weise anlegen."

Sie sprach im Allgemeinen; aber David nahm die Sache buchstäblich und erbot sich, Mildred behülflich zu sein, und sie erklärte schließlich, sie wolle sich die Sache überlegen.

„Grüßen Sie Travice recht herzlich von Tante Betsey", flüsterte Frau Dundyke, als Mildred Abschied

nahm, „auch meinen Schwager; und o, wenn Sie sie bereden könnten, daß Travice mit Ihnen nach London zurückkehrte, um mich zu besuchen, so wüßte ich mich vor Glück nicht zu fassen. Ich bin immer eine so große Kinderfreundin gewesen, und David würde ihn auch gern sehen."

„Glauben Sie, daß Ihre Schwester es erlauben wird?" fragte Mildred.

„Nein, nein! Seine Mutter würde sich ärgern, daß wir so unverschämt sein könnten, es nur zu verlangen!" entgegnete Betsey bitter.

Und sie hatte nicht Unrecht.

Vierzehntes Kapitel.

Die alte Zeit kehrt wieder.

Mildred fühlte sich schmerzlich berührt durch all' die Veränderungen, welche ihr entgegentraten. Peter fing an alt zu werden; sein Haar war bereits ergraut und seine hohe Gestalt gebeugt von Sorgen.

Sie saßen in dem alten, wohlbekannten Wohnzimmer, als Mildred eines Abends in Westerbury ankam. Die Geschwister saßen am Tische; Frau Peter Arkell lag auf dem Sopha; die Kinder saßen auf der Fußdecke vor'm Kamin. Lucy wuchs heran; der kleine Harry — ein bildschönes Kind, das Ebenbild seiner Mutter, war erst drei Jahre alt.

Nur einmal im Leben hatte Mildred Lucy Cheveley gesehen; aber sie hatte das Gesicht nicht vergessen. Jetzt sah sie es vor sich — unverändert — so schön

wie einst! Aber Mildred sah jetzt, was sie früher nicht gewußt hatte — denn Peter hatte es ihr in seinen Briefen verschwiegen, daß der Fehler in ihrem Rückgrat sich sehr verschlimmert, so daß sie fast immer Schmerzen hatte. Peter hatte ein eigenes Sopha für sie machen lassen, auf dem sie beinahe beständig liegen mußte.

„Ich fürchte mich ein wenig davor, Deiner Frau gegenüberzutreten", hatte Mildred zu ihrem Bruder gesagt, als er sie von der Station abholte — denn es führte jetzt eine Eisenbahn von London nach Westerbury, und die alte Postkutsche war abgeschafft. „Sie gehört zu der Familie Dewsbury — in deren Hause ich eine abhängige Stellung einnehme."

„O, Mildred, Du kennst meine Frau nicht; sie ist Eine unter Tausenden. Sie fühlt sich heute Abend sehr schwach und ist ganz betrübt darüber, weil sie sagt: „Du wirst denken, sie bewillkommne Dich nicht so, wie sie sollte."

Als Mildred in's Zimmer trat und das erwartungsvolle Lächeln sah, womit ihre Schwägerin sie bewillkommnete und ihr die Arme entgegenstreckte, fühlte sie, daß sie von Stund' an Schwestern seien. Die Kranke zog sie zu sich nieder.

„Es thut mir so leid", flüsterte sie, während Thrä-

nen die schönen Augen füllten; „ich habe heute einen von meinen schlimmsten Tagen und kann nicht einmal aufstehen, um Dich zu begrüßen.“

„Daran darfst Du nicht denken“, entgegnete Mildred. „Es freut mich, daß ich Dich jetzt pflegen kann. Ich bin zur Krankenpflegerin geschaffen“, schloß sie mit ihrem alten, sonnigen Lächeln. „Ich werde versuchen, Dich gesund zu machen, während ich hier bin.“

„Fange nur gleich damit an, den Thee zu bereiten und was dergleichen Dinge mehr sind“, unterbrach Peter sie. „Ich bin so ungeschickt wie ein Bär, wenn ich so etwas thun muß, und Lucy liegt dabei und lacht mich aus.“

„Welches Zimmer ist für mich bestimmt?“ fragte Mildred. „Ich will mein Zeug ablegen, und dann komme ich wieder, um mir erzählen zu lassen, was sich Neues an dem alten Orte begeben.“

„Das blaue Zimmer ist Deines“, antwortete ihre Schwägerin. „Du wirst unsere kleine Lucy —“

„Dein altes Zimmer, Mildred“, unterbrach Peter sie. „Meine Liebe“, fuhr er zu seiner Frau gewandt fort, „als Mildred mich verließ, waren die Wände nicht blau, sondern schmutzig gelb.“

Mildred ging, kam aber bald wieder, begleitet von

den Kindern; die kleine Lucy spielte bereits die Mutter ihres noch kleineren Bruders.

Die beiden Geschwister plauderten nach Herzenslust und Peter bemerkte nach einer Weile: „Wir finden, daß Lucy Dir so ähnlich sieht.“

„Mir!“ wiederholte Mildred.

„Es ist uns Allen auffallend. William kann sie nie sehen, ohne an Dich zu denken. Er sagt, wir hätten sie Mildred nennen müssen.“

„Von seinen Töchtern heißt keine Mildred“, — erwiderte sie schnell — ein altes Gefühl der Kränkung, welches sie längst zu vergessen gesucht, wachte plötzlich in ihr auf.

„Seine Frau — nicht er — bestimmte ihre Namen. Sie hat einen eigenen Willen und liebt es, ihn durchzusetzen.“

„Wie steht Ihr mit William's Frau?“

„Nicht besonders gut. Sie und Lucy mochten sich von Anfang an nicht leiden; sie spielt jetzt vollständig die große Dame. Eigentlich hat sie das immer gethan, nach meiner Ansicht; und Williams Vermögen gestattet ihnen, ein Haus zu machen, wie wir es nicht können. Daher sieht Frau Arkell auf uns herab. Einmal im Jahre werden wir zu einem großen, steifen Mittagessen eingeladen, und darin besteht eigentlich unser ganzer Umgang.“

„Ein großes, steifes Mittagessen für Euch!“ wiederholte Mildred.

Peter nickte. „Sie thut es wahrscheinlich absichtlich, um uns anzudeuten, daß wir nicht ungeladen kommen dürfen. Unsere kleine Lucy ladet sie zuweilen ein, mit Charlotte und Sophie zu spielen; aber ich bin überzeugt, die beiden Mädchen verachten unser Kind gerade ebenso sehr, als die Mutter uns.“

„Und William? Verachtet der Euch auch?“ fragte Mildred mit einem Anflug von Verdruß in dem sanften Ton ihrer Stimme.

„Wie kannst Du nur so fragen, Mildred?“ entgegnete Peter warm; „ich dachte, Du hättest ihn besser gekannt. Er wird seinem Vater täglich ähnlicher — er ist gut, wohlwollend und ehrenhaft; und es giebt in ganz Westerbury keinen Mann, der sich einer größeren Beliebtheit und Achtung erfreut. Er besucht uns zuweilen Abends und freut sich, wenn er hier Ruhe und Frieden findet. Unter uns gesagt, Mildred, ich glaube, William fand bald, daß er einen Irrthum begangen, als er Charlotte Travice heirathete.“

„Sie machen also ein großes Haus!“ sagte Mildred, aus ihrem Sinnen aufwachend und vielleicht kaum wissend, was sie sprach.

„Ja; und eine Equipage haben sie auch. Ich bilde

mir ein, aber vielleicht habe ich Unrecht — daß er Alles verbraucht, was er einzunehmen hat."

„Das that Onkel George nicht."

„Nein! Denn sonst würde er William nicht ein solches Vermögen haben hinterlassen können."

„Aber Peter; ich habe zuweilen in den Zeitungen davon gelesen, wie die Noth in Westerbury zunimmt durch das Sinken der Industrie. Wird William denn nicht auch davon berührt?"

„Etwas wohl; aber nicht so sehr als die Andern; weil er nicht nöthig hat zu verkaufen, wenn die Preise schlecht sind, sondern warten kann, bis sie wieder gestiegen."

„Glaubst Du, daß die Stadt je ihre frühere Wohlhabenheit wieder gewinnen wird?"

„Nein, nie; und ich bin überzeugt, daß das Schlimmste uns noch bevorsteht."

Mildred seufzte. Sie rief Lucy zu sich und strich ihr das Haar aus dem Gesichte, während sie sie aufmerksam betrachtete. Es war kein schönes Gesicht, aber es war lieblich und sanft, bleich von Farbe, mit dunklen braunen Augen, die einen sanften, traurigen Ausdruck hatten, gerade so wie Mildred's Augen.

„Hast Du Charlotte und Sophie recht lieb, Lucy?" fragte Mildred.

„Ich mag Travice lieber“, lautete die Antwort, die ohne Erröthen abgegeben wurde. „Charlotte und Sophie necken mich immer; aber wenn Travice dabei ist, leidet er es nicht. Er ist schon groß, aber er spielt doch mit mir, und er sagt, er hat mich lieber als seine beiden Schwestern.“

„Ich glaube, das ist wirklich wahr“, stimmte Peter, den die Antwort amüsirte, bei. „Travice ist seinem Vater ebenso ähnlich, wie dieses Kind Dir. Wenn ich Travice mit Lucy spielen sehe, könnte ich mir einbilden, daß ich Dich und William wiedersähe.“

„Der Himmel gebe, daß das Ende nicht sei, wie bei mir!“ bat Mildred im Stillen.

„Travice besucht wohl jetzt die Domschule, Peter?“

„Ja; und Abends hat er Privatstunden im Hause. Die Mädchen haben eine Gouvernante; an der Erziehung seiner Kinder spart William nichts.“

„Wäre es nicht gut für Lucy, wenn sie täglich hinginge, um an ihren Stunden theilzunehmen?“

„St, Mildred! Hochverrath!“ rief Peter, während seine Frau über seine drollige Art, es zu sagen, lachte. „Ich habe Ursache zu glauben, daß William einmal etwas Derartiges zu seiner Frau gesagt; aber da kam er schön an! Meine Frau und ich unterrichten Lucy, und es ist auch am besten so, denn wir würden sie

sehr vermissen; sie hilft ihrer Mama schon bei so vielen Dingen."

„Ich helfe Mama auch!" sagte eine klare Kinderstimme, dicht neben Mildred. Sie nahm den kleinen Buben auf den Schooß; er mochte sich wohl vernachlässigt fühlen; und sie strich ihm die blonden Locken aus der Stirn, wie sie es bei Lucy gethan.

„Und ich sehe Mama ähnlich", fuhr er fort. „Das sagen Alle; Mama auch."

Ja, dies konnten Alle wohl sagen. Es war das lieblichste Kindergesicht, das man sich nur denken konnte und doch das getreue Abbild der Mutter. Es waren dieselben feinen Züge, derselbe Ausdruck, dieselben strahlenden braunen Augen und das blonde Haar.

„Wie heißest Du?" fragte Mildred.

„Henry Cheveley Arkell."

Peter hatte mittlerweile seine Bücher hervorgeholt, welche noch dieselbe Anziehungskraft wie früher für ihn besaßen. Mildred sah zufällig zu ihm hinüber, und konnte kaum einen Schrei unterdrücken, als sie sah, daß er eine Brille aufgesetzt.

„Peter, warum hast Du eine Brille auf?"

Peter starrte sie an. „Warum setzt überhaupt jemand eine Brille auf? Weil er nicht gut sehen kann."

„O, je!“ seufzte Mildred. „Wir scheinen alt zu werden!“

Plötzlich öffnete sich die Thür; es erschien eine wohlbekannte Gestalt, groß und edel, aber weniger elastisch als einst, und Mildred sah ihren Vetter William vor sich. Daß sie ihn noch liebte, sagte ihr das laute Klopfen ihres Herzens! Seine freundschaftliche Begrüßung, so herzlich sie auch war, brachte sie wieder zu sich.

„Wie bist Du uns fremd geworden, Mildred!“ rief er. „Westerbury in so vielen Jahren nicht zu besuchen! Mein Vater wünschte so sehr, Dich vor seinem Tode noch einmal zu sehen.“

„Ich wäre damals gekommen, wenn ich hätte kommen können; ich hätte meinen Onkel und meine Tante so gern noch einmal gesehen; aber Lady Dewsbury war damals sehr leidend und ich konnte sie nicht verlassen.“

„Ich kann Dir sagen, sie bedauerten es sehr.“

„Wohl kaum so sehr als ich; denn sie hatten Andere bei sich, die ihnen noch näher standen.“

„Ihnen aber kaum theurer waren“, entgegnete er ruhig. „Mein Vater starb eigentlich sehr plötzlich. Es war ein harter Schlag für mich; ich hatte nicht erwartet, ihn so früh zu verlieren.“

„Ein wenig früher oder ein wenig später; was kommt darauf an, wenn das Ende ein friedliches ist!“ meinte Mildred leise.

„Du bist fast ganz unverändert, Mildred.“

„Unverändert!“

„Ich sagte fast ganz unverändert. Dein Gesicht ist beinahe ganz dasselbe geblieben.“

„O, wenn Du es erst bei Tage siehst, wirst Du anders urtheilen. Mein Haar fängt bereits an, grau zu werden.“

„Mildred, wann willst Du zu uns kommen?“ fragte er, als er Abschied nahm. „Morgen?“

Mildred suchte eine directe Antwort zu vermeiden. Obgleich Jahre darüber hingegangen waren, hatte sie doch ein Gefühl, als gehe es noch jetzt über ihre Kräfte, das alte Haus mit seiner neuen Herrin wiederzusehen. Sie wußte aber auch, daß sie es überwinden müsse, und als William in sie drang, bestimmte sie ihm zwar nicht den nächsten, aber den darauf folgenden Tag.

William Arkell ging nach Hause und hatte einen so harten Kampf mit seiner Frau, wie er ihn noch nie gehabt. Frau Arkell war allein in ihrem hübschen Salon; sie ließ ihn nicht unbenutzt stehen, wie die Alten gethan hatten. Sie war noch immer hübsch und

freundlich, wenn Alles nach ihrem Sinne ging. Unglücklicher Weise aber konnte die geringste Kleinigkeit sie in üble Laune versetzen, und häufig gab es daher Unwetter.

„Charlotte, ich habe Mildred gesehen“, sagte er beim Eintritt. „Sie wird uns Freitag den ganzen Tag besuchen; aber ich hoffe, daß Du sie morgen begrüßen wirst.“

„Nein, das werde ich nicht“, entgegnete Frau Arkell. „Sie ist nur eine einfache Kammerjungfer.“

William antwortete scharf, wie Mildred eine geborene Dame sei und dies immer bleiben werde, gerade weil es ihre innerste Natur sei; wie er sie höher schätze als irgend einen Menschen auf der Welt ꝛc. In seinem Zorn wußte er kaum, was er sagte. Seine Frau blieb ihm nichts schuldig.

„Ich weiß es — ja, ich weiß es sehr wohl, daß Du thöricht genug gewesen wärest, sie zur Frau zu nehmen, wenn Dein guter Stern mich nicht hergesandt hätte, um es zu hintertreiben. Ich glaube, sie hat das Fehlschlagen ihrer Hoffnung nie verwunden. Du weißt, ich spreche die Wahrheit, William, und Du brauchst nicht ein Gesicht zu machen, als wolltest Du mich dafür umbringen, daß ich so etwas sage. — Denke auch nicht, daß ich ihr den Hof machen werde, weder als

Deine Cousine, noch als Lady Dewsbury's Kammerjungfer werde ich mich um sie bekümmern."

William Arkell hatte wirklich ein Gefühl, als könne er sie umbringen. Er antwortete ihr nicht gerade gemessen. Frau Arkell konnte aber hartnäckig und eigensinnig sein, wenn sie wollte; und sie ging am folgenden Tage nicht zu Mildred, obwohl sie drei Mal an ihrem Fenster vorbeifuhr, ohne jedoch nur einmal den Kopf nach ihrem Hause zu drehen. Erst spät am Abend schickte sie ein steifes Einladungsbillet, in dem sie Herr und Frau Arkell einlud, ihr das Vergnügen zu machen, am andern Tage mit Fräulein Arkell bei ihr vorlieb zu nehmen.

„Sie will es großartig machen, Peter", sagte Lucy lachend, als sie sich Abends allein mit ihrem Manne befand. „Sie will zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, Mildred ihren Staat zeigen und ihr zugleich andeuten, daß sie nicht darauf rechnen muß, ungeladen kommen zu dürfen."

Mildred mußte allein gehen. Lucy sagte, sie sei zu krank und Peter hatte Stunden zu geben. Die frühe Mittagsstunde, welche so gut für Herrn Arkell's Geschäfte paßte, war längst in eine späte verwandelt worden. Mildred, fest entschlossen, den Besuch nicht zu einem förmlichen zu machen, ging um vier Uhr hin

und fand Niemand zum Empfang bereit. Frau Arkell sei auf ihrem Zimmer, sagte das Mädchen.

Die Wahrheit war, daß sie Mildred nicht so früh erwartet hatte, und daher bei ihrem Kommen schnell fortgeeilt war, um Toilette zu machen.

Der Salon war neu meublirt worden nach dem Tode der Aeltern, das sah Mildred auf den ersten Blick. Gedankenlos betrachtete sie die eleganten Nippsachen, während ihr Geist über den Wechsel der Zeiten grübelte, als die Thür hastig geöffnet wurde und ein großer, hübscher Knabe von einnehmendem Wesen, laut flötend hereinkam, eine Angelschnur hinter sich herschleppend. Es war überflüssig zu fragen, wer er sei; die Aehnlichkeit mit dem Geliebten ihrer Jugend war zu groß; es waren dieselben Manieren, dasselbe Flöten, es war Alles, wie es einst gewesen.

„Du bist Travice", sprach sie, ihm ihre Hand reichend, „ich würde Dich allenthalben erkannt haben."

„Und Du bist Mildred", erwiderte der Knabe, indem er ihre Hand stürmisch mit seinen Beiden erfaßte und die Angelruthe fallen ließ. „Darf ich Dich Tante nennen, wie meine Cousine Lucy thut?"

„Nenne mich, wie Du willst", antwortete Mildred. „Ich bin so froh, Dich endlich zu sehen! Wie ähnlich bist Du Deinem Vater!"

„Das sagen alle Leute“, entgegnete er lachend. „Aber wie kommt es, daß Du allein bist? Wo ist Mama?“

Damit lief er zur Thür hinaus und rief draußen laut, daß Fräulein Arkell ganz allein im Salon warte. Seine Stimme klang durch's ganze Haus, und zwei schlanke hübsche Mädchen kamen auf ihren Schall die Treppe herab. Sie hatten beide ein wenig Aehnlichkeit mit William, aber noch mehr mit ihrer Mutter, und Mildred's Herz wallte ihnen nicht entgegen, wie ihrem Bruder. Sie küßte sie und fand sie nett und hübsch; aber ihr Wesen bekundete bereits einen Anflug von Koketterie.

„Ich hoffe, es geht Ihnen gut, Fräulein Arkell.“

Mildred, die über die jungen Mädchen gebeugt stand, fuhr zusammen bei der wohlbekannten Stimme, die so höflich, aber so kalt und herzlos klang. Charlotte strahlte von Schönheit und trug dazu ein strahlend blaues Kleid und lange, wehende Bänder von derselben Farbe im Haar. Mildred hatte neben ihr ein Gefühl, als sei sie zu einfach gekleidet. Ihr schweres, schwarzseidenes Kleid ging bis hoch an den Hals, und Aermel und Kragen von weißem Mousselin waren mit schwarzer Seide gestickt. Sonst trug sie keinen Schmuck, außer der einfachen, goldenen Kette, welche William

ihr einst als junges Mädchen geschenkt. Sie trug Trauer um eine Verwandte von Lady Dewsbury.

„Sie haben, wie ich sehe, bereits Bekanntschaft mit den Kindern gemacht, Fräulein Arkell."

„Ja; und ich bin sehr froh darüber. Peter hat zuweilen über sie geschrieben, und Betsey — Frau Dundyke — hat mir viel von Travice erzählt. Ihre Schwester hat mir aufgetragen, Sie recht herzlich zu grüßen, Frau Arkell. Vorigen Freitag war ich bei ihr."

„Sehr freundlich", entgegnete Frau Arkell kühl; „aber ich kann nicht begreifen, wie Sie von ihr viel über meinen Sohn gehört haben können; denn sie konnte doch nicht viel von ihm wissen, da sie ihn seit seiner Kindheit nicht gesehen, bis wir voriges Jahr nach London kamen.

„Ich glaube, Travice hat ihr geschrieben."

„Natürlich habe ich das!" fiel Travice ihr in die Rede. „Und sie schreibt mir auch. Ich habe Tante Betsey sehr lieb; und ich will Dir etwas sagen, Mama, trotz Allem, was Du gegen ihn sagst, mag ich ihren Mann doch sehr gern leiden."

„Das ist mir sehr gleichgültig, Travice", lautete die Antwort seiner Mutter. „Wenn Du älter wirst, wirst Du Manches besser einsehen." Und zu Mildred gewandt, fuhr sie fort: „Meine Schwester hat jeglichen

Anspruch auf meine Achtung aufgegeben, als sie einen solchen ungebildeten Mann wie Dundyke heirathete; sie weiß, daß dies meine Ansicht ist, welche ich nie ändern werde. Sie heirathete ihn mit voller Ueberlegung und offenen Augen, und muß nun die Folgen hinnehmen. Ich warnte sie, so lange es noch Zeit war, aber sie wollte nicht auf mich hören. — Und nun sehen Sie nur, wie sie leben!"

„Herr Dundyke hat ein schönes Einkommen; ich glaube sogar, er ist auf dem besten Wege sich ein großes Vermögen zu erwerben. Ihre bescheidene Lebensweise ist freie Wahl, nicht zwingende Noth."

Frau Arkell zuckte verächtlich die Achseln.

„Wir wollen von etwas Anderem sprechen, Fräulein Arkell, denn dieser Gegenstand interessirt mich nicht. Was giebt es für neue Moden? Sie müssen in Ihrer Stellung in Lady Dewsbury's Hause genau davon unterrichtet sein."

Mildred that, als habe sie die Anspielung nicht verstanden. Sie antwortete: „Ach, Frau Arkell, wenn Sie wüßten, wie wenig Lady Dewsbury und ich uns um die Moden kümmern, würden Sie uns vielleicht auslachen. Lady Dewsbury ist zu krank, um sich viel aus den Moden zu machen."

Peter's Frau hatte richtig gerathen; Frau Arkell

hatte rasch eine Mittagsgesellschaft zusammen gebeten. Ihr Mann rächte sich dafür, indem er im einfachen Hausrocke erschien. Es waren zehn im Ganzen; die Gouvernante und Travice nahmen die Plätze ein, welche für Herrn und Frau Arkell bestimmt gewesen waren. Man kann sich denken, daß Mildred, was ihre gesellschaftliche Stellung anbetraf, die unterste Stufe einnahm; trotzdem führte Herr Arkell sie zu Tische und wies ihr den Platz zu seiner Rechten an. Die Gesellschaft bestand mit Ausnahme des alten Marmaduke Carr für Mildred aus Fremden.

Der Abend verging daher nicht so ruhig, als Mildred sich vorgestellt hatte. Um zehn Uhr schlich sie sich aus dem Salon; das Unwohlsein ihrer Schwägerin lieh ihr einen willkommenen Vorwand, sich frühe zu entfernen. An der Hausthür stand Herr Arkell wartend, mit dem Hute auf dem Kopfe, gerade wie in alten Tagen.

„Aber, William, ich mag Dich nicht mitnehmen“, wandte sie ein. „Du hast noch mehr Gäste.“

„Es sind heute nicht meine Gäste“, lautete die ruhige Antwort, und damit gab er Mildred den Arm.

Travice kam ihnen nachgelaufen. „O, Papa, laß' mich mit Euch gehen!“

„Hole Dir Deine Mütze.“

Er that es und sprang ihnen dann voraus, durch das Thor und die Straße hinab nach Knabenart.

Herr Arkell und Mildred folgten gelassen, von gleichgültigen Dingen sprechend. Mildred sprach von dem alten Carr.

„Wie gut er sich hält!“ sagte sie. „Peter sagt mir, er hat sich ganz vom Geschäft zurückgezogen.“

„Schon vor drei oder vier Jahren. Er hat klug daran gethan. Diejenigen, welche weiter arbeiten, thun es mit Verlust.“

„Aber Du arbeitest doch noch fort, William?“

„Ja; aber ich denke oft darüber nach, ob es nicht klüger wäre, wenn ich mich auch vom Geschäft zurückzöge. Es giebt aber einige Gründe, welche dagegen sprechen. Wenn ich es thäte, müßten wir ganz anders leben, als wir jetzt thun, und das würde meiner Frau nicht zusagen. Ueberdem könnte ich es nicht ertragen, meine Arbeiter brotlos zu machen. Es giebt so viele unbeschäftigte Leute in der Stadt; und ich hoffe immer gegen meine Ueberzeugung, daß bessere Zeiten kommen sollen.“

„Aber wenn Du mit Verlust arbeitest, wie könnte Dein Einkommen dann darunter leiden, wenn Du Dich vom Geschäft zurückzögest?“

William lachte. „Natürlich bringt mein Geschäft

mir etwas ein, Mildred; aber wenn man auf die schlechten Zeiten zu sprechen kommt, ist man immer geneigt, sie von der schlimmsten Seite zu betrachten. Ich verdiene vielleicht ungefähr die Hälfte von dem, was wir verbrauchen. Das ist aber im Vergleich zu unserem früheren Verdienst fast nichts."

„Wenn Du aber noch so viel verdienst, William, warum denkst Du dann überhaupt daran, Dein Geschäft aufzugeben?"

„Weil ich fürchte, daß noch schlimmere Zeiten im Anzuge sind, welche Allen Verderben bringen werden, die ihre Fabriken nicht bei Zeiten geschlossen. Wenn ich ebenso wie Marmaduke Carr gestellt wäre und nur für mich zu sorgen hätte, würde ich die Arbeit morgen einstellen; aber ich habe für Frau und Kinder zu sorgen, und ich weiß noch immer nicht, was das Beste ist."

„Was ist aus Robert Carr geworden? Ist er nie zum Besuch hier gewesen?"

„Nie. So viel ich weiß, ist er noch in Holland. Ich habe seit Jahren nichts von ihm gehört. Der alte Marmaduke spricht nie von ihm, und die Andern haben ihn wohl vergessen. Du weißt doch, daß der alte Squire Carr gestorben?"

„Ja; und daß John sein Nachfolger ist. Hat seine Tochter Emma sich verheirathet?"

„Sie hat eine sehr gute Partie gemacht; sie ist mit einem gewissen Lewis verheirathet. Valentin, der älteste Sohn und Erbe ist zu Hause beim Vater; er ist ein ebenso selbstsüchtiger, gemeiner Kerl wie der Alte; und ich glaube, der zweite Sohn Benjamin, macht ihm viel Kummer."

Sie schwiegen eine Weile, bis William ihr an ihres Bruders Hausthür gute Nacht wünschte.

Mildred war froh, als der Besuch in Westerbury hinter ihr lag. Die Stadt hatte sie kühl aufgenommen. Einige ihrer alten Bekannten waren gestorben, einige hatten sich verheirathet, andere waren fortgezogen. Es kam Mildred vor, als sei der Ort ein anderer geworden; einige ihres eigenen Standes waren der Vergessenheit anheimgefallen; andere, die nicht einmal zu ihrem Stande gehörten, waren emporgekommen und spielten jetzt eine große Rolle. Diese Letzteren machten es ebenso wie Frau Arkell, sahen sie über die Achsel an und fanden es sehr anmaßend von ihr, daß sie, die Kammerjungfer, sich geberde, als sei sie ihres Gleichen.

Sie war gegen den Rath aller ihrer Freunde in Dienst gegangen; das Wenigste, was sie also thun konnte, war, sich von ihnen fern zu halten.

Mildred erfuhr glücklicher Weise nichts von diesen Aeußerungen; vielleicht hätte sie auch gelächelt, wenn sie sie gehört; aber sie kehrte freudig auf ihren Posten zurück, und es verstrichen wieder einige Jahre.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Wood, Henry

Mildred Arkell Roman von Henry Wood. Frei nach dem Englischen von Elise Mirus

Bd.: 1

Leipzig 1875

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319249-0